





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Auge von Atlantis



Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Das Auge von Atlantis

John Sinclair Nr. 519

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 14.06.1988

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Das Auge von Atlantis

Das Bild war fürchterlich!

Lady Sarah Goldwyn steckte im Boden der Videothek, inmitten einer Gruppe von Monstren. Sie stand dabei genau zwischen zwei Skeletten, die ihre Arme mit knöchernen Klauen in Höhe der Ellenbogen festhielten, so daß sich die Horror-Oma nicht rühren konnte.

Ich hielt mich am Eingang auf. Die Tür zu »Sandras Höllenparadies«, so hieß die Videothek, hatte ich eintreten müssen. Fieberhaft überlegte ich, wie ich Lady Sarah befreien konnte…

Vorwürfe schossen mir durch den Kopf und ließen mir das Blut unter die Schädeldecke steigen. Ich hätte die alte Dame nicht mit Sandra allein lassen sollen, um David Ball, den Bleichen, zu verfolgen. Gebracht hatte es mir nichts. Ball war in ein gefährliches Auge gerissen worden und in dessen Pupille zerplatzt.

Das Aus für meinen Informanten!

Ich war wieder zurück in die Videothek gelaufen und sah die furchtbare Szene, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.

Sarah Goldwyn hatte den Kopf in den Nacken gedrückt. Sie stand innerhalb des Quadrats und starrte schräg in die Höhe gegen die Decke. Ob sie mich dabei erkannte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls zeichnete sich auf ihren Zügen nichts dergleichen ab. Darin waren nach wie vor der Schrecken und die Angst zu lesen.

Wie war sie in diese ausweglose Lage hineingeraten? Lady Sarah mußte in den Boden gesunken sein, über den ich ebenfalls schon gegangen war, ihn jedoch als völlig normal kennengelernt hatte.

Wenn Lady Sarah nun in der Tiefe steckte, mußte er sich einfach verändert haben. Oder hatte man ihn magisch verändert? So etwas gab es. Das war an den Stellen möglich, wo zwei Welten aufeinander trafen.

Ein Pandämonium wie unter meinen Füßen und die normale Welt, in der ich mich befand.

Normalerweise hätte Sarah Goldwyn tot sein müssen. In einer Lage wie der ihren war es praktisch unmöglich, Atem zu holen und normal weiterzuleben – aber es gab auch Ausnahmen. Ich selbst hatte sie bei meinen Ausflügen in die schrecklichen Welten kennengelernt. Da konnte man existieren und leben inmitten einer Schar von Monstren.

Sarah Goldwyn aber bewegte sich nicht. Die beiden Knochenhände hielten sie, die Hände waren gespannt, in den Gesichtern der Skelette standen die Mäuler offen.

Ich schaute mir die übrigen Monstren an. Sie sahen schlimm aus.

Zombie- und ghoulhafte Gestalten. Widerlich wie auch die Mutanten, die sich in den Reigen des Schreckens einreihten.

Wer hatte ihn geschaffen?

Eigentlich kam eine Person in Frage.

Sandra, die Besitzerin dieser außergewöhnlichen Videothek, die von einer normalen nicht zu unterscheiden war. Möglicherweise lag es doch am Untergrund. Er setzte sich aus zahlreichen Quadraten zusammen, deren mattsilbrige Spiegelfarbe mir bereits beim ersten Besuch besonders aufgefallen war.

Ein scharfes Hüsteln riß mich aus meinen Gedanken. Ich drehte mich um.

Der Bobby, der mir behilflich gewesen war, erschien und nickte mir zu. Er wollte die Videothek ebenfalls betreten, ich breitete die Arme

aus und stoppte ihn mit dieser Geste.

»Was… was ist denn los, Sir?« fragte er. Seine Augenlider zuckten dabei.

»Bleiben Sie draußen und sorgen Sie dafür, daß niemand den Laden hier betritt.«

»Gibt es einen Grund?«

»Ja.«

Er wollte natürlich wissen, wie dieser Grund hieß oder aussah. Ich teilte ihm nichts mit. Für mich war es wichtig, das Rätsel des Raumes zu lösen, und natürlich auch das Rätsel des geheimnisvollen blauen Auges, das in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem vor über 10.000 Jahren versunkenen Kontinent Atlantis stehen mußte.

Ich hatte schon ein ungutes Gefühl, als ich den rechten Fuß anhob und ihm zum ersten, zögernden Schritt nach vorn setzte. War der Boden normal hart, war er vielleicht weich? Würde er nachgeben und mich ebenfalls verschlingen?

Mein Herz klopfte schneller, als ich den Fuß in Richtung Boden schob. Hinter mir vernahm ich die Schritte des Polizisten. Dem Bobby schien es nicht geheuer zu sein, denn er zog sich zurück.

Ich bekam Kontakt.

Der erste leichte Druck, mein strenger Blick, genau auf den rechten Fuß gerichtet – und ich hatte Glück.

Ich sackte nicht ein. Der Boden war hart wie immer. Er gab um keinen Millimeter nach.

Ein tiefes Durchatmen, das Klopfen meines Herzens nahm ab, die ungeheure Belastung wurde verdrängt. Ich freute mich darüber, daß nichts geschehen war.

Noch hatte ich nur einen ersten Versuch unternommen. Der linke Fuß stand auf der Tür. Sehr langsam zog ich das Bein nach, stellte den Fuß ebenfalls auf den Boden und atmete wieder tief durch.

Kein Einsacken innerhalb des Quadrates. Ich stand genau über einem Monstrum, dessen Gesicht furchtbar aussah. Es war bleich wie angegrauter Kalk. Der Unhold schien geradewegs aus dem Grab gestiegen zu sein. Die Haut hing an einigen Stellen in Fetzen über seinen vorstehenden Wangenknochen. Der Mund war sehr breit und zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Das Monstrum schien sich über meine Bemühungen zu freuen.

Mein eigentliches Ziel war nicht die Videothek. Ich wollte dorthin, wo sich der Club befand. Davon hatte mir Lady Sarah berichtet.

Dieser sogenannte Club war nur für bestimmte Mitglieder unter den Besuchern von Sandras Höllenparadies geöffnet.

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß sie sich in ihren Clubraum zurückgezogen hatte. Neben der breiten Verkaufstheke war die Tür zu diesem Zimmer. Hinter dem Tresen stand niemand mehr. In der

Kaffeemaschine schimmerte noch der Rest einer braunen Brühe.
Ich hätte mir die Monstren gern näher angesehen, aber ich wollte so rasch wie möglich zu Lady Sarah und versuchen, sie irgendwie aus ihrer Lage zu befreien.
Direkt vor dem Rechteck, das sie eingeschlossen hatte, blieb ich stehen. Meine Fußspitzen berührten den Rand. Die beiden Skelette und auch Lady Sarah befanden sich innerhalb des Quadrats, sonst niemand. Sie sah mich und nahm mich trotzdem nicht wahr. Ihr aus der Tiefe auf mich gerichteter starrer Blick klebte förmlich an mir, aber sie nahm mich einfach nicht wahr. Ihre Sinne reagierten nicht.
Das Menschliche war in ihr ausgeschaltet worden.
Ich sprach sie trotzdem an.
Meine Worte drangen ihr als scharfes Flüstern entgegen. Ich hatte mich dabei gebückt, einen Finger angewinkelt und klopfte mit dem Knöchel auf den Untergrund.
Das Geräusch klang nicht hohl, es gab auch kein Echo. Dafür hörte es sich irgendwie dumpf und satt an, als wäre unter dem Quadrat alles gefüllt gewesen.
Wie konnte ich diese Sperre brechen?
Sie war nicht normal, beruhte auf der einen Magie. Und Magie mußte man mit einer Gegenkraft bekämpfen.
Mit meinem Kreuz, zum Beispiel!
Vielleicht konnte ich die Grenze zu dem unter mir liegenden Pandämonium aufreißen, möglicherweise aber zerstörte ich auch vieles.
Dieses Risiko wollte ich nun doch nicht eingehen. Vielleicht war es besser, sich auf Sandra zu konzentrieren. Wie ich sie einschätze, würde sie mir bestimmt Antworten auf meine Fragen geben. Sandra gehörte zu den Personen, die sich stets auf der Siegerstraße sahen und dementsprechend eingebildet waren.
Mein Weg führte mich links am Verkaufstresen vorbei. Ich mußte, um hinter die Theke zu gelangen, eine Klappe hochheben. Erst dann geriet ich in die Nähe der anderen Tür.
Zuvor warf ich einen Blick zurück. Der Bobby hatte Hilfe bekommen. Andere Kollegen bildeten eine Kette aus Menschenleibern, um die Neugierigen auf Distanz zu halten.
Ich hob die Klappe an. Sie strich mit der Schmalseite dicht an meinem Gesicht vorbei. Gekippt ließ ich sie auf der Verkaufstheke liegen. Jetzt war der Weg frei.
Möglicherweise erwartete Sandra mich, denn sie hatte die schmale Tür nicht geschlossen. Es war wie eine Einladung für mich.
Daß der Fall eine derartige Wendung nehmen würde, hätte ich nicht gedacht. Dabei hatte er recht harmlos begonnen. [1] Ich war von meinem Chef, Sir James Powell, zu einem Gespräch in einem

Londoner Pub eingeladen worden. Es ging um einen Fall, der mehr als zwanzig Jahre zurücklag. Damals war es den Beamten vom Yard gelungen, durch die Hilfe eines ehemaligen Kollegen namens Rick Malone einen zehnfachen Triebmörder zu fangen. Malone hatte diesen Menschen gestellt, dann aber mit ansehen müssen, wie dieser in den Sog eines gewaltigen Auges geraten und von der Pupille ver schluckt worden war. Der Killer mit dem Namen Uncle Willy hatte nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden können.

Er kehrte zurück. Mehr als zwanzig Jahre später war er wieder da und warnte Sir James. Der setzte sich mit Malone in Verbindung, und ich traf beide in dem Pub. Dort erzählte mir Sir James dieses ungewöhnliche Erlebnis. Mein Chef rechnete fest damit, daß sich Willy rächen würde.

Was er auch tat.

Nicht Sir James wurde getötet, sondern Rick Malone. Als Folge davon bekam Sir James einen besonderen Leibwächter zugeteilt, nämlich meinen Freund und Kollegen Suko.

Nach dem Gespräch im Pub war ich zur zweiten Verabredung des Abends gefahren. Lady Sarah hatte mich gebeten, zu ihr zu kommen. Auch Jane Collins war natürlich anwesend, und von Lady Sarah erfuhr ich etwas über »Sandras Höllenparadies«, dieser ungewöhnlichen Videothek, die der Horror-Oma nicht geheuer war, denn der Raum besaß ihrer Meinung nach ein magisches oder gefährliches Fluidum. Sie hatte mich neugierig gemacht. Noch neugieriger wurde ich, als ich das Emblem der Videothek sah. Es war ein großes, blaues Auge, von dem Malone berichtet und das ich ebenfalls gesehen hatte, denn mir war Willy in der Nähe des Pubs auch über den Weg gelaufen. Nur war der Killer in dem Auge verschwunden, so daß ich nicht hatte zugreifen können.

Auch am anderen Morgen im Büro hatte ich das Auge gesehen. Es entstand aus dem Nichts und verschwand wieder.

Leider war Rick Malones Leiche nicht verschwunden. Ein elftes Opfer war also auf das Konto des Mörders gegangen. Mir war zudem ferner bekannt, daß dieses Auge in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem versunkenen Kontinent Atlantis gestanden haben mußte.

Auf den Besuch in der Videothek war ich gespannt. Ich lernte Sandra kennen, eine außergewöhnliche Frau, und ich lernte einen dieser bleichen Menschen kennen, von denen mir Lady Sarah berichtet hatte, denn sie erschien zu allem Unglück ebenfalls in der Videothek. Der Bleiche wollte in den Club. Sandra verwehrte ihm den Eintritt, er rannte aus dem Geschäft, ich verfolgte ihn und bekam abermals Kontakt mit dem Auge, das den Bleichen in seine Pupille hineinriß und zerstörte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als den Weg wieder zurückzulaufen,

und nun stand ich vor der nicht ganz geschlossenen Tür zu diesem ungewöhnlichen Club.

Ich war sicher, daß ich Sandra dort finden würde. Sie gehörte zu den Personen, die einer Auseinandersetzung nicht aus dem Weg gingen, die es einfach wissen wollten.

Mein Kopf steckte noch voller Gedanken, deshalb zögerte ich, den mir unbekannten Raum zu betreten. Sandra mußte mich längst bemerkt haben, denn sie rief nach mir.

»Willst du nicht kommen, Sinclair? Ich warte auf dich. Ja, ich warte schon lange.«

»Das ist übertrieben.«

Sie lachte so laut, daß ich es gerade hören konnte. »Für mich nicht, Sinclair.«

»Du willst, daß ich zu dir komme, Sandra. Okay, das ist mir recht. Nur will ich wissen, was mit Mrs. Sarah Goldwyn geschehen ist.«

»Du hast sie gesehen?« Sie fragte mit einer Stimme, die das Lachen kaum unterdrücken konnte.

»Leider war sie nicht zu übersehen.«

»Sie hat Pech gehabt. Sie ist einfach eine zu neugierige alte Dame. So etwas mag ich auch nicht.«

»Sie war deine Kundin.«

»Das hätte sie nur bleiben sollen. Man kümmert sich nicht um Dinge, die einen nichts angehen. Willst du jetzt zu mir…?«

»Ich möchte, daß Sarah Goldwyn befreit wird.«

»Sie bleibt!«

»Dann werde ich nicht…«

»Doch, du wirst. Du kannst es dir aussuchen, Sinclair. Entweder kommst du, und Sarah bleibt, oder du kommst nicht, und Sarah bleibt trotzdem.«

»Worin liegt da der Unterschied?«

»Bei der zweiten Möglichkeit bleibt sie im Boden stecken. Als Tote! Noch aber lebt sie.«

»Was zu beweisen wäre.«

»Sie lebt, das muß dir reichen!« Sandra ließ sich auf keinerlei Kompromisse ein.

Da sie die besseren Trümpfe in den Händen hielt und ich neugierig war, blieb mir nichts anderes übrig, als ihrer Forderung nachzukommen.

Einen letzten Blick warf ich zurück. Er kam mir vor, als würde ich Abschied nehmen. Ein Abschied, der wehtat, der sich wie ein Stachel in meine Seele bohrte.

Dann öffnete ich die geheimnisvolle Tür!

***

Ich betrat eine andere Welt!
War die Videothek durch geschickt angebrachte Beleuchtung schon in ein geheimnisvolles Licht getaucht worden, so lag dieser Nebenraum in einem Halbdunkel.
Nachdem sich meine Augen auf die Lichtverhältnisse eingestellt hatten, fiel mir der Vergleich mit einem Kino ein. Eine Wand wurde von einer großen Leinwand eingenommen. Sie war einfach eine weiße Mauer und bedeckte die gegenüberliegende Seite der Tür in der gesamten Zimmerbreite.
Vor der Leinwand zählte ich vier Stuhlreihen. Sitzplätze für die Besucher dieses kleinen Kinos.
Zwischen den Reihen und der Wand stand Sandra.
Auch jetzt trug sie ihr grünes Kleid mit dem Schlitz. Es floß sehr eng über den Körper, so daß der Stoff ihre außergewöhnlich gute Figur hervorragend betonte. Selbst im schwachen Dämmerlicht leuchtete ihr Haar goldfarben, und die darin eingeflochtenen Perlen schimmerten matt. Sandra lächelte mir entgegen, nur war es kein Ausdruck des Willkommens, ihr Lächeln war eher kalt und wissend.
Sie ließ mir Zeit, mich umzusehen. Ich suchte nach den Beleuchtungskörpern und fand sie hinter einer Leiste, die dicht unter der Decke herlief, versteckt. Lichtinseln zeichneten sich auf der Decke ab. »Wie gefällt es dir, Sinclair?« sprach sie mich an.
Ich nickte. »Recht ungewöhnlich, würde ich sagen.«
Sandra lachte kurz. »Ja, alles hier ist ungewöhnlich. Das müßtest du inzwischen wissen.«
»Auch du?«
»Natürlich.«
Ich ging auf die letzte Stuhlreihe zu und blieb dahinter stehen, die Hände auf eine Lehne gelegt. »Ja, es stimmt, du bist ungewöhnlich, und deine Umgebung ist es ebenfalls. Ich nehme an, daß dies einen Grund haben wird.«
»Richtig.«
Da sie nicht weitersprach und mir keine Antwort gab, versuchte ich, den Grund selbst herauszufinden. Lady Sarah Goldwyn hatte mir von einer gewissen Atmosphäre berichtet, die sie abgestoßen und gleichzeitig mißtrauisch gemacht hatte. Ich wollte herausfinden, ob auch ich diese Atmosphäre merkte. Deshalb konzentrierte ich mich dabei besonders auf mein geweihtes Kreuz, das jedoch keine »Nachricht« gab. Es erwärmte sich nicht. Kühl blieb das Silber auf meiner Haut liegen.
Damit war nicht bewiesen, daß es keine magische Aufladung gab.
Das Kreuz reagierte nur nicht auf alle Magien. Es gab geheimnisvolle Kräfte, die an ihm vorbeirannen.
»Es ist mein Reich«, erklärte mir Sandra. »Mein persönliches Reich,

das ich mir hier geschaffen habe.«
»Und drüben?« fragte ich.
»Das gehört auch dazu.«
»Mit den Monstren?«
»Ja.«
»Das ist zumindest sehr ungewöhnlich«, erklärte ich. »Wie kommt eine Frau wie du an diese ungewöhnlichen Tatsachen? Hast du dich mit Magie beschäftigt?«
»Ich bin Magie.«
Über diesen Satz mußte ich nachdenken. »Du bist höchstens eine magische Person, jemand, der es schafft, die Magie…«
»Nein, das bin ich nicht. Ich lebe länger als du. Viel länger. Die Kraft des Auges…«
»Tötet!« fiel ich ihr ins Wort.
Sandra war still. Auf ihrer glatten Stirn erschien ein Muster aus Falten. »Tötet?« echote sie. Dann lachte sie auf. »Ja, sie kann töten, braucht es aber nicht. Man kann sie lenken, wenn man sie beherrscht und über all die Zeiten gerettet hat.«
»Das ist also die Verbindung zu Atlantis.«
»So ist es.«
»Entstammst du diesem Kontinent?«
»Auch das stimmt.«
»Und du hast überlebt?«
»Richtig.«
»Dann bist du nicht die einzige. Ich kenne Menschen, die der Untergang ebenfalls nicht in den Tod gerissen hat. Aber das möchte ich dahingestellt sein lassen. Atlantis ist vorbei, ist vergessen.« Die letzten Worte hatte ich bewußt in meine Antwort eingefügt und traf natürlich genau ins Schwarze.
»Nein!« flüsterte sie. »Nein, auf keinen Fall! Atlantis lebt! Wie kommst du darauf, daß es vernichtet sein könnte?«
»Es verschwand.«
»Mehr auch nicht. Sein Erbe ist noch vorhanden. Nur besitzen die Menschen von heute einfach die Arroganz, darüber hinwegzuschauen. Verstehst du das?«
»Nicht ganz.«
»Du gehörst also nicht dazu?«
»So ist es.«
»Dann berichte mir von Atlantis.«
»Wozu, wenn du es selbst kennst? Ich weiß nur, daß es existiert hat. Das genügt mir und sollte dir ebenfalls genügen. Tut mir leid, Sandra, die Vergangenheit ist für mich nicht wichtig. Was bei mir allein zählt, ist die Zukunft.«
»So also siehst du es?«

»Ja.«
»Vielleicht gibt es für dich keine Zukunft mehr«, sagte sie und lächelte falsch.
Ich verstand den Hintersinn der Frage und sagte deshalb: »Gibt es denn für mich eine Vergangenheit?«
Jetzt hatte ich sie aus dem Konzept gebracht. »Wie meinst du das?«
»Ich rede von Atlantis, dem alten Kontinent. Er hat dir die Kraft gegeben, zu überleben. Also muß die Vergangenheit in die Zukunft hineingeraten sein und sich mit ihr vermischt haben. Meinetwegen auch mit der Gegenwart. Irre ich mich da?«
»Im Prinzip nicht.«
»Na bitte.«
»Was willst du?«
»Dein Geheimnis kennenlernen. Ich bin ein neugieriger Mensch.«
»Das heißt Atlantis«, entgegnete sie hart.
»Es steht dahinter. Aber was ist mit dem Auge?«
Sie starrte mich an. »Das Auge«, flüsterte sie. »Ja, das Auge. Es ist für mich ungemein wichtig. Es ist der Träger. Es ist meine Insel, die mir die Garantie zum Überleben gibt.«
»Du hast im Auge überlebt?«
»Ja, es schützte mich und mein Reich.«
Ich war etwas irritiert. »Du hast in Atlantis ein eigenes Reich besessen?«
»So ist es.«
»Ich kenne viel von dem alten Kontinent, weil mich eine Magie selbst dort hin verschlagen hat. Ich habe den Untergang erlebt, ich kenne den Schwarzen Tod und seine fürchterlichen Machtgelüste. Ich kenne Myxin, Kara, den Eisernen Engel und viele andere schreckliche Dämonen. Aber von dir, Sandra, habe ich noch nichts gehört.«
»Ich hieß auch nicht immer Sandra.«
»Wie dann!«
»Hast du nie etwas von Sandora gehört, der Seherin, der es gelang, in das Pandämonium zu schauen?«
»Nein.«
»Das bin ich.«
»Und die Kraft des Sehens ist dir allein durch die Existenz des Auges gegeben?«
»Richtig.«
Ich schwieg, weil ich mir die Antworten auf meine Fragen zunächst durch den Kopf gehen lassen mußte. Natürlich war nicht alles damit erklärt, vor allen Dingen nicht der Schutz des Mörders Willy und dessen Rückkehr.
Darauf kam ich zurück.
»Es gibt noch einen Grund, der uns beide zusammengeführt hat«,

sprach ich weiter.
»Nicht nur Sarah Goldwyn?«
»Nein, ein Mörder, der eigentlich hätte tot sein müssen. Er ist zurückgekehrt, um Rache zu nehmen.«
Sie lachte mich an. Ihre Augen waren dabei groß geworden. Sogar in den Pupillen sah ich den goldfarbenen Schimmer. »Ja, es stimmt, du hast dich nicht geirrt. Willy ist ein Mörder. Er ist aber gleichzeitig ein Mensch, der an die Kräfte des alten Kontinents glaubte, das mußt du begreifen, Sinclair. Ich bin nicht erst seit gestern oder vorgestern in dieser Welt. Nein, schon lange Jahre beobachte ich. Hin und wieder erscheine ich, und wer einmal in die Magie des Auges hineingeraten ist, kann ihr nicht mehr entfliehen. Nur wurde es für mich Zeit, daß ich mir einen Stützpunkt suchte, den habe ich auch gefunden.«
»Mit dieser Videothek?«
»Ja, ich brauchte eine Anlaufstelle. Ich weiß, was in dieser Zeit gefragt ist. Ich bringe das Besondere, und wer es sehen will, der gerät in meinen Club.«
»Nicht jeder?«
»Nein, nur Auserwählte. Ihnen gebe ich die Gelegenheit, Atlantis durch die Kraft des Auges kennenzulernen.«
»Was süchtig macht!«
»Das gebe ich zu.«
»Wie steht es mit mir? Kann auch ich die Kraft des Auges kennenlernen?«
Sandra oder Sandora legte den Kopf schräg und schaute mich skeptisch an. »Möchtest du es denn?«
»Sehr gern sogar.«
»Und du bist dir der Gefahren bewußt, die eventuell, nein, bestimmt sogar auf dich zukommen werden?«
»Natürlich. Ich sagte dir doch schon. Atlantis ist für mich kein unbeschriebenes Blatt.«
»Aber das Auge wird es sein.«
»Ich lasse es darauf ankommen.«
»Du spielst mit deinem Leben. Du hast einen sehr waghalsigen Vorschlag gemacht, du willst wahrscheinlich einen Blick in das Pandämonium werfen. Ich werde mir überlegen, ob ich es dir gestatte. Nicht jeder darf es.«
»Aber Lady Sarah…«
»Sie ist auch meine Gefangene.«
»Exakt, und ich bin gekommen, um sie aus deinen Klauen zu befreien.«
Sandra nahm mich nicht ernst. »Wie der Märchenprinz oder der große Held im Liebesroman.«
»So fühle ich mich nicht.«

»Hast du Angst?«

»Auch nicht. Es ist eher eine gewisse Neugierde. Ich habe eben schon zu viel erlebt.«

Sandra hob die nackten Schultern. »Es ist in Ordnung, Sinclair«, sagte sie. »Es ist alles in Ordnung. Du hast gewonnen.«

»Wie soll ich das verstehen? Gibst du mir Sarah Goldwyn zurück?«

»Immer der Reihe nach. Ich werde dir zunächst einen anderen Wunsch erfüllen. Ich habe erlebt, daß du Atlantis positiv gegenüberstehst. Du kennst die Kraft des Auges. Es ist eine Insel, in die du eintauchen kannst. Eine Insel, die Zeiten miteinander verbindet, aber das dürfte dir ja nicht neu sein. Möglicherweise jedoch die Folgen. Deshalb frage ich dich, ob du bereit bist.«

»Ja, das bin ich!«

Sie drehte sich um, wandte mir den Rücken zu. Sie vertraute mir also. Sandra starrte gegen die bleiche Leinwand, auf der noch nichts weiter geschah. Erst als die Frau mit den goldenen Haaren ihre Arme vorschob und die Hände dabei spreizte, sah ich, daß sich die Fläche belebte.

Allerdings entstanden keine Figuren. Wolkenartige Schimmer drangen aus allen Richtungen der Mitte entgegen, wo sie sich vereinigten.

Das Auge entstand.

Ich war fasziniert, denn ich sah es jetzt zum drittenmal. Das Auge war ungewöhnlich groß. Es nahm die gesamte Fläche der Leinwand ein. Die Pupille wuchs schneller und füllte bald das ganze Auge aus.

»Schau in die Pupille!« sagte Sandra. »Blicke hinein in das tiefe dunkle Blau, das mich an ein magisches Meer erinnert!« Sie senkte die Stimme. »Es ist einfach wunderbar. Du kannst erkennen, wie die Zeiten sich verschieben und miteinander verschmelzen. Ich möchte dich auf etwas aufmerksam machen. In der Mitte der Pupille siehst du einen Umriß, der sich wie ein gewaltiger Klotz aus dem hervorhebt, was ihn umgibt. Du siehst den weißen Streifen an der Unterseite. Das ist die ewige Gischt, die gegen die Steilküste der Insel schlug. Eine Gischt wie eine Atmung, die erst aufhörte, als der Kontinent zerrissen wurde.«

»Ist es tatsächlich Atlantis?« fragte ich.

»Nein, eine Insel, aber sie gehörte dazu. Atlantis versank, doch die Insel wurde durch das Auge geschützt. Dort lebt sie weiter. Überlege genau, Sinclair. Sie existiert noch, sie ist der Sammelpunkt, sie ist oder sie kann das Pandämonium sein. Willst du noch immer den Versuch wagen? Du kannst auch gehen. Ich lasse dich laufen, aber wenn du dich einmal entschieden hast, gibt es kein Zurück mehr. Dann bist du einer von uns, wie die Menschen aus dem Club, die Bleichen, die verändert wurden und das Pandämonium bevölkerten.«

»Heißt es, daß die Monstren einmal deine Kunden gewesen sind?«
»So ist es richtig.«
Ich ging mit meinen Überlegungen noch einen Schritt weiter.
Wenn aus den Kunden, die zum Club gehörten, Monstren geworden waren, dann befand sich Lady Sarah Goldwyn in einer noch größeren Gefahr, als ich je angenommen hatte.
»Jetzt gerätst du ins Schwanken, nicht?«
»Nein, ich bleibe bei meinem Entschluß!«
Sandra wunderte sich. Sie veränderte ihre Haltung, so daß ich ihr Profil sehen konnte. Gleichzeitig schielte sie zur weißen Wand und in meine Richtung. »Du bist mutig bis zur Selbstzerstörung«, sagte sie. »Schau über die Insel hinweg. Dort oben siehst du den bleichen Totenkopf leuchten. Er ist das Zeichen für den Tod, für die Vernichtung. Du wirst in eine gefährliche Phase hineingeraten, das laß dir gesagt sein, Sinclair.«
»Ich wage es.«
»Dann nimm von dieser Welt Abschied.«
»Nein. Ich habe nämlich vor, zurückzukehren.«
Plötzlich lachte sie. Es war ein Lachen, das durch den kleinen Kinoraum hallte wie ein teuflischer Gruß. Sie war es, die die Szene beherrschte, und sie demonstrierte es mir.
Was nun folgte, ließ ich mit mir geschehen, ohne eine Gegenwehr zu zeigen. Ich hatte gewußt, in welch eine Lage ich mich begab, und dies mit allen Konsequenzen.
Atlantis war ein Kontinent, der mit einer uns fremden Magie vollsteckte.
Wir Menschen hatten ihr nichts entgegenzusetzen, auch ich nicht, wenn ich mich nicht mit einer anderen Magie dagegen anstemmte.
Das tat ich nicht.
Deshalb packte es mich.
Es war wie ein Sturmwind, der mich von dieser Welt fort in eine andere hineinriß. Mir kam es vor, als hätte mir jemand seine gewaltige Hand in den Rücken gestemmt und mich dann nach vorn geschleudert. Nicht nur auf die Stuhlreihen zu, sondern über sie hinweg, wo ich den Halt verlor und plötzlich auf das Auge zuraste.
Es wurde größer und größer, nahm mein gesamtes Blickfeld ein.
Zwar gelang es mir noch, in die Tiefe zu blicken, nur fand ich keinen Halt mehr. Eine Person stand mit erhobenen Armen unter mir.
Sandra erinnerte mich an eine betende Göttin, die meinen Weg mit ihren guten Wünschen begleiten wollte.
Das Gegenteil traf eher zu.
Ich tauchte ein in die gewaltige Pupille, in das tiefe Blau, in den Dunst, in die gleichzeitig scharf umrandeten Konturen, ich wurde davon verschluckt.

Die Zeiten verschoben sich.
Das Auge und die Insel waren bestimmend.
Auch für mich!

***

Der Bobby vor der Videothek geriet allmählich ins Schwitzen. Er hatte seine Kollegen zu Hilfe geholt, die vor dem zerstörten Eingang einen Wall bildeten, so daß sie den Neugierigen die Sicht in das Innere des Geschäfts nahmen.

»Was ist denn nun, Paul? Sollen wir hier ewig stehen bleiben?«

»Ich weiß es auch nicht.«

Ein anderer Kollege deutete mit dem Daumen schräg über die Schulter. »Ist das wirklich dieser Oberinspektor Sinclair gewesen, oder bist du einem Schwindler aufgesessen?«

»Das war Sinclair.« Paul wischte Schweiß von seiner Stirn.

»Wie lange sollen wir hier bleiben? Wer verantwortet diesen Einsatz?«

»Sinclair.«

»Dann frag ihn, verdammt!«

Paul überlegte. Er selbst kam sich ebenfalls lächerlich vor, wie er hier vor der Tür stand und etwas bewachen sollte, wo es seiner Meinung nach nichts zu bewachen gab. Selbst die Gaffer hatten allmählich genug bekommen.

Die ersten zogen sich zurück. Einige schimpften auf die Polizisten, die für nichts einen Wirbel machten.

»Ja, für nichts«, wurde Paul erklärt. »Das Gefühl habe ich auch. Schau mal zum Himmel. Der hat sich wieder bedeckt. Ich schätze, daß es bald anfängt zu regnen. Bevor ich mir hier einen nassen Arsch hole…«

»Ja, ist schon gut. Ich sage ihm Bescheid.«

»Hoffentlich. Was ist da überhaupt genau los?«

»Ich weiß es auch nicht so genau. Es gelang mir nur, einen kurzen Blick hineinzuwerfen. Da hatte sich der Boden verändert. Mit ihm muß etwas geschehen sein.«

»Geh nachschauen!«

Paul verließ die Mauer aus Menschenleibern, die sich schnell hinter ihm schloß.

Wohl war dem Bobby nicht, als er sich der zerstörten Tür näherte.

Er benötigte nur zwei, drei Schritte, um den Eingang zu erreichen.

Paul betrat die auf dem Boden liegende Tür, bei der das Holz in Höhe des Schlosses zersplittert war.

Wenig später stand er in der Videothek. Seine Spannung und auch das Herzklopfen ließen nach, als er in den Raum starrte, der sich überhaupt nicht verändert hatte.

Die Filmkassetten standen in den Regalen, das sanfte Licht brannte auch, und unterhalb des Bodens hatte sich nichts getan. Er war völlig normal geblieben.

Paul wischte über seine Augen. Sollte er sich beim ersten Hineinschauen so getäuscht haben? Er glaubte, sich daran zu erinnern, daß sich im Fußboden etwas abgezeichnet hatte.

Jetzt war nichts mehr vorhanden!

Um seine Lippen huschte ein verlegenes Grinsen. Er hob die Schultern und auch die Arme an, während er durch den Raum schritt, sich dem Verkaufstresen näherte und sich über ihn hinwegbeugte. Auch dahinter hielt sich niemand verborgen.

Von Oberinspektor Sinclair war nichts zu sehen. Wenn er den Laden verlassen hatte, dann durch eine zweite Tür, möglicherweise an der hinteren Seite des Gebäudes.

»Hast du was gefunden, Paul?« Einer seiner Kollegen stand im Türrechteck und schaute ihn fragend an.

»Nein, nichts.«

Der zweite Bobby kam näher. Sein Gesicht zeigte einen ärgerlichen Ausdruck. »Allmählich glaube ich, daß man uns hier zum Narren gehalten hat.«

»Tja…«

»Hast du schon dort nachgeschaut?« Der Kollege meinte die zweite Tür, die offenstand.

»Nein.«

»Dann geh hin.«

Sehr wohl war Paul nicht. Sie taten es zu zweit und standen in dem kleinen Privatkino, in dem sie die helle Leinwand sahen und die Stuhlreihen davor.

Mehr nicht!

»Was sagst du, Paul?«

»Ich… ich … bin von den Socken. Keine Ahnung, was hier abgelaufen sein könnte.« Er ging vor bis zur hintersten Reihe, schaute darüber hinweg, fand nichts und drehte sich wieder um.

»Schätze, daß unsere Aufgabe hier beendet ist. Ich werde nur dafür sorgen, daß man den Eingang vernagelt.«

»Wird am besten sein. Und ich schreibe eine Beschwerde.«

»An wen?«

»Ist doch klar. An Sinclairs Vorgesetzten. Glaubst du denn, ich lasse mich einmachen?«

»Ja, ja, schon gut. Du weißt ja, wer Sinclair ist. Er beschäftigt sich mit Dingen, die für uns eine oder zwei Stufen zu hoch sind.«

»Das ist mir egal.« Der Bobby verließ wütend die Videothek. Zurück ließ er einen sehr nachdenklichen Kollegen. »Irgend etwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu«, flüsterte Paul. »Irgend etwas stimmt hier

nicht. Wenn ich nur wüßte, was es sein könnte.« Er räusperte sich und dachte daran, daß Oberinspektor Sinclair eigentlich kein Einzelgänger war. Es hatte sich auch beim Yard längst herumgesprochen, daß Sinclair mit einem chinesischen Kollegen zusammenarbeitete.

Und ihn wollte Paul über das ungewöhnliche Verschwinden des Oberinspektors informieren…

***

Die Welt um mich herum hatte eine blaue Tönung angenommen.

Nicht diffus oder nebelig, sondern von einer leichten, sanft wirkenden Farbe durchzogen.

Eine Umgebung in Blau, so wie es auch das Auge gewesen war.

Ich kam mir vor, wie in Watte eingepackt, als ich den Boden unter meinen Füßen prüfte.

Das Anheben und das Senken des Beines kam mir verlangsamt vor, und ich prüfte den Boden auf seine Festigkeit. Es gab nichts, was mich hätte mißtrauisch werden lassen.

Mein Blick glitt in die Höhe.

Über mir spannte sich das Blau wie ein Tuch. Ich wollte nicht daran glauben, daß es sich dabei um einen Himmel handelte. Es mußte ein Teil des Auges sein, das, zusammen mit mir, in einer anderen Welt schwebte und natürlich in einer anderen Zeit – in der Vergangenheit.

Im Kinosaal hatte man mir einen Blick in das Auge gestattet. Ich hatte im Zentrum der Pupille eine Insel sehen können. Eine dunkle Masse, die aus dem Meer ragte wie ein hochliegender, gewaltiger Handrücken, der nur an den unteren Enden von den anrollenden Wellen und der Gischt umspült wurde.

Sandra hatte diese Insel, die zu Atlantis gehörte, als ihre Heimat betrachtet. Für mich war klar, daß ich auf ihr gelandet war.

Inseln wie diese hier kannte ich. Ich brauchte da nur an Griechenland und den gesamten Mittelmeerraum zu denken. Dort hatte es mich oft genug auf felsige Flecken dieser Art verschlagen.

Trotzdem war dieses Eiland anders. Zunächst fiel mir das Rauschen der Wellen auf. Obwohl ich in unmittelbarer Nähe des Strandes stand, hörte es sich anders an als sonst. Viel leiser, eher sanfter, als wäre ein Teil der Geräusche im Strudel der Zeiten verlorengegangen.

Das Gestein, auf dem ich stand, war ebenfalls anders. Normalerweise sah es dunkel aus. Man konnte es mit dem Glanz einer schwarzen Spiegelfläche vergleichen, doch bei genauerem Hinsehen sah ich die helleren Einschlüsse im Gestein. Wie Adern durchzogen sie es, bildeten Figuren, Netze und auch verzweigte Strecken.

Von Sandra sah ich nichts. Ich stand allein auf der Höhe, das einer breiten und sehr langen, flachen Tafel glich, die genau dort endete, wo das Ufer steil zum Wasser hin abfiel.

Auf den Mittelmeerinseln hatte ich ein zerklüftetes Gelände erlebt, auch hin und wieder mit kargen Sträuchern bewachsen. Das war hier wiederum nicht der Fall.

Meinen Augen präsentierte sich das glatte dunkle Gestein, strauch- und baumlos.

Eine Ebene in Blau.

Von der Pupille sah ich nichts, aber ich spürte dennoch das andere, das nicht Erklärbare und Unheimliche, das mich von oben herab traf. Etwas mußte dort vorgehen.

Ich drehte mich, schaute noch einmal hoch und sah ihn.

Es war ein bleicher Totenschädel. Er stand innerhalb des Blaus wie ausgeschnitten, als hätte jemand mit einem scharfen Messer Konturen in diesen ungewöhnlichen Himmel hineingefräst.

Von der Erde her sieht der Mond in sehr klaren Nächten ebenso aus. Nur war es hier der weiße Totenschädel mit den pechschwarzen Augenhöhlen und dem ebenso dunklen Maul.

Er stand dort als Zeichen, als Beobachter. Er glotzte auf die Insel, ein drohendes Omen, ein Zeichen für den bevorstehenden Untergang möglicherweise.

Oder als Wächter des Pandämoniums.

Ich erinnerte mich an Sandras Worte. Sie hatte mir erklärt, daß ich hier das Pandämonium finden könnte, nur wußte ich nicht, wo sich der Eingang zu dieser Welt befand, in der, da war ich mir sicher, noch immer Lady Sarah steckte.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich auf dem Plateau stehenblieb. Ich mußte die Insel erkunden, möglicherweise fand ich Spuren oder Hinweise. Daß man mich hier allein lassen würde, daran konnte ich nicht glauben, nach allem, was geschehen war.

Ich ging los und fühlte mich überhaupt nicht wohl. Es war das kalte Gefühl im Nacken, das mich begleitete. Woher es kam, lag eigentlich auf der Hand.

Es mußte mit dem bleichen Totenschädel zusammenhängen, der schräg über mir stand und mich beobachtete.

Ich schritt, er bewegte sich ebenfalls und schneller, denn ich sah ihn plötzlich an der rechten Seite am Himmel stehen. Er schien innerhalb der großen Pupille zu kreisen.

Das Rauschen der Brandung begleitete mich. Vergeblich hielt ich nach einem Abstieg Ausschau, ich mußte einfach auf der Hochebene bleiben.

Je weiter ich ging, um so mehr verstärkte sich in mir das Gefühl, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen. Ich kam mir vor, als würde ich auf einem sich langsam voranbewegenden Band laufen.

Nie kam ich dem Ende näher.

Nur der Totenkopf wanderte wie ein bleicher, gespenstischer

Schatten über den blauen Himmel, glotzte mir zu und behielt mich unter Kontrolle.

Ich dachte natürlich an das Pandämonium und an die fürchterlichen Gestalten, die es bevölkerten, von ihnen aber war nichts zu sehen. Wo konnten sie stecken? Weshalb hielten sie sich verborgen?

Frühlingsduft umgab die Insel. Mit langsamen Schritten ging ich weiter, bis ich plötzlich vor mir eine Bewegung sah.

Ich stoppte und versuchte, die Entfernung zu schätzen. Es gelang mir kaum, denn auf der schwarzen Fläche schmolzen die Distanzen doch ziemlich zusammen.

Die Bewegung, zuerst nicht mehr als ein schattenhaftes Flattern, verdichtete sich. Etwas schien aus dem Boden hervorzukriechen, hatte die schwarze Tiefe des Gesteins verlassen und war an die Oberfläche gekommen, um mich zu begrüßen.

Eine Gestalt, ein Mensch…

Er mußte mich gesehen haben. Wie hätte ich sonst das Heben des rechten Arms verstehen sollen? Es war ein Gruß an mich.

Auch ich wollte keine Zeit vergeuden und mit dem unbekannten Menschen zusammentreffen. Vielleicht war es Sandra, die auf mich gewartet hatte. Allein würde sie mich nicht auf der Insel lassen. Sie hatte andere Pläne mit mir.

Bei normal hellem Licht hätte ich die Gestalt schon viel früher erkannt, so dauerte es etwas, bis mir klar wurde, wer da auf mich zukam.

Es war Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!

***

Leibwächter Suko!

Der Inspektor hätte sich auch nicht träumen lassen, daß er mal für seinen Chef, Sir James Powell, den Leibwächter spielen würde. Doch Willy, der brutale Killer, hatte dies ermöglicht.

Und jetzt durfte Suko nicht einen Schritt von der Seite des Superintendenten weichen.

So wörtlich nahm er es nicht. Er blieb jedenfalls in der Nähe des Mannes und ärgerte sich darüber, daß Sir James das Yard Building nicht verlassen hatte.

Suko war kein Mensch fürs Büro. Er mußte einfach raus aus dem Trott und an die Front, wo die Aktion war. In einem Büro ging jemand wie er ein.

Um wenigstens etwas Unterhaltung zu haben, hielt er sich bei Glenda Perkins im Vorzimmer auf. Hin und wieder starrte er aus dem Fenster, wo er die dunklen Regenwolken sah, die ein plötzlicher Sturm über die Stadt fegte.

Als gewaltige Wassermassen lösten sich die Schauer und prasselten

auf die Erde nieder.

Das war kein Winterwetter, das war schon eine Bestrafung, denn die Temperaturen in diesen ersten Januartagen überschritten die zweistellige Marke.

Glenda kam zurück. Sie hatte frisches Wasser für den Tee geholt.

»Du möchtest doch zum Essen etwas trinken?«

»Ja, gern. Was gibt es denn?«

»Ich habe uns eine Pizza geholt. Ich esse nur ein kleines Stück. Den Rest kannst du nehmen.«

»Hunger habe ich kaum.«

»Kann ich mir denken, bei dem Job, wo du nicht gefordert wirst.«

»Irrtum, kleine Glenda. Ich bin gefordert worden.«

»Wie denn?« Sie stellte das Wasser auf die Heizplatte.

»Innerlich«, erklärte Suko.

Glenda schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Tut mir leid, aber das ist…«

»Ganz einfach, Mädchen. Während ich hier sitze und nichts tue, bewegt sich was in meinem Innern. Es ist die große Unruhe, die Furcht, daß ich versagen könnte.«

Glenda schob ihre Augenbrauen zusammen. »Tatsächlich?« hauchte sie. »Das glaube ich nicht.«

»Doch, es ist so. Willy ist ein Killer, den ich als gefährlicher einstufe als manchen Dämon. Er kann plötzlich hier sein und uns überfallen. Du hast es selbst mitbekommen.«

»Stimmt – ja.« Glenda räusperte sich und strich durch ihr dunkles Haar. »Wenn das aber so ist, wie du gesagt hast, müßtest du eigentlich bei Sir James sein.«

»Stimmt.«

»Und weshalb bist du nicht dort?«

Suko hob die Schultern. »Er wollte es nicht. Es stört ihn, wenn ich in seinem Büro sitze und ihm bei der Arbeit zuschaue. Ist verständlich für mich.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Aber wir stehen trotzdem in Verbindung, wenn es dich beruhigt.« Suko griff in seine Hemdtasche und holte ein flaches Signalgerät hervor. »Sir James benutzt das gleiche. Er braucht nur auf einen Knopf zu drücken, dann erreicht mich der Alarmruf.«

»Und wenn er nicht mehr dazu kommt?«

»Mal den Teufel nicht an die Wand, Mädchen. Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Er ist eben eigensinnig. Vielleicht schon Altersstarrsinn.«

Suko lachte auf. »Laß ihn das nur nicht hören, dann dreht er dir deinen hübschen Hals um.«

Glenda wollte sich um das Teewasser kümmern, als das Telefon

anschlug. Sie hob ab, hörte zu und sagte: »Ja, er ist hier, Konstabler. Einen Moment bitte.«

»Wer ist es denn?« fragte Suko.

Glenda deckte die Sprechmuschel mit der Handfläche zu, als sie Suko den Hörer reichte. »Ich kenne den Mann auch nicht. Muß ein Kollege sein. Nimm mal.«

Wenig später erfuhr Suko, um wen es sich bei dem Anrufer handelte. »Konstabler Paul Winslow, Sir. Ich muß Sie in einer dringenden Angelegenheit sprechen.«

»Am Telefon?«

»Nein, es wäre…«

»Sorry, Konstabler, aber ich komme hier nicht weg. Wir müssen uns schon mit dem Telefon begnügen.«

»Gut, Inspektor. Es geht mir um Ihren Kollegen John Sinclair. Er ist es, der mir Sorgen bereitet.«

»Inwiefern?«

»Kennen Sie die Videothek ›Höllenparadies‹?«

»Ja.« Suko war sofort ganz Ohr und spürte auch die innere Spannung in sich hochsteigen.

»Darum geht es. Es ist da eine Sache passiert, für die ich keine Erklärung habe und mir deshalb Ihren Rat erbitte.« Glücklicherweise kam der Konstabler danach sofort zum eigentlichen Thema und berichtete Suko von den für ihn undurchschaubaren Vorgängen.

Der Inspektor unterbrach ihn mit keiner Silbe. Er hörte zu, machte sich hin und wieder Notizen und gab auch keine Antwort auf die Frage, was er von all dem hielte.

Winslow bohrte nach. »Wollen Sie mir keinen Rat geben, Inspektor, was ich noch unternehmen könnte?«

»Nichts.«

»Wieso?«

»Sie lassen einfach alles auf sich beruhen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

Suko lachte. »Natürlich. In diesem Fall ist Humor wohl fehl am Platze. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das nicht so einfach zu begreifen ist.«

»Kann ich mir denken.« Die Stimme des Konstablers klang unsicher. »Und Sie meinen, daß ich mich raushalten soll?«

»So sehe ich es.«

»Dann bedanke ich mich. Wenn Vorgesetzte…«

»Verweisen Sie die Leute an mich. Nochmals, Konstabler, herzlichen Dank für den Anruf. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Oh, bitte, keine Ursache.«

Suko legte auf und sah Glendas fragenden Blick auf sich gerichtet.

»Ist was Schlimmes passiert?«
»Wahrscheinlich.« Suko setzte sich auf die Schreibtischkante. »Sarah Goldwyn und John sind verschwunden.«
»Wie?«
»Sie sind weg. Sie waren in der Videothek, Sandras Höllenparadies! Dort aber ist es dann passiert. Was genau, das konnte mir der Anrufer auch nicht sagen. John hat ihn weggeschickt. Es muß sich im ›Höllenparadies‹ etwas verändert oder getan haben. Das steht fest.«
»Konnte der Anrufer denn keinen Tip geben, wohin sie verschwunden sind?«
»Nein.«
»Keinen Verdacht? Keinen Hinweis…?« Glenda hob die Schultern, während ihr Gesicht gleichzeitig eine bleiche Farbe bekam.
»Nichts.«
»Dann müßtest du hin.«
»Im Normalfall bestimmt. Nur haben wir den leider nicht. Ich muß mich um Sir James kümmern und kann nicht wählen, wer oder was jetzt wichtiger ist. Du weißt, wie stark ich mit John befreundet bin, ich würde alles für ihn tun, wie umgekehrt auch. Ich würde für ihn in die Hölle springen, aber John ist ein Mann, der sich wehren kann, im Gegensatz zu Sir James. Wenn der direkt mit dem Grauen konfrontiert wird, sieht er nicht gut aus. Das geht ihm ans Leben.«
Glenda nickte und schaute bei ihrer Antwort zu Boden. »Wenn man es so sieht, hast du recht.«
»So muß man es einfach sehen.«
»Ja, vielleicht.«
»Jedenfalls werde ich jetzt zu Sir James gehen und ihm Bericht erstatten. Letztendlich hängen beide Fälle zusammen.«
»Stimmt auch wieder.«
»Stell den Tee warm«, sagte Suko zum Abschied, als er die Tür bereits aufgezogen hatte.
Er fand seinen Chef telefonierend hinter dem Schreibtisch sitzend.
Sir James schien mit einer höhergestellten Persönlichkeit zu sprechen, sicherlich mit einem Beamten aus dem Ministerium, denn er gab kaum eine Gegenantwort und stimmte stets zu.
»Gut, Mr. Fulton, wenn es sich nicht anders machen läßt, werde ich selbstverständlich kommen.« Er hörte kurz zu und sagte dann:
»Ja, noch heute.« Er legte auf und schaute Suko nach dem Gespräch mit nachdenklichem Blick an. »Wir müssen weg«, sagte er.
»Ist das nötig, Sir?«
»Leider.«
»Und wann?«
»Am besten sofort.«
Suko nickte nur. »Sie haben natürlich die Gefahr, in der Sie

schweben, nicht vergessen, Sir?«
»Nein, aber ich konnte Fulton keinen Korb geben. Er hatte den direkten Draht zum Innenminister. Wir treffen uns auch nicht im Ministerium, sondern außerhalb von London in einem kleinen Landhaus. Es soll eine geheime Sache werden, über die ich jetzt noch nichts weiß.« Er wechselte das Thema. »Sonst alles in Ordnung?«
»Nein!«
Überrascht schob Sir James seine Brille höher. »Nicht? Was ist geschehen?«
»John und Lady Sarah haben Schwierigkeiten bekommen.«
Plötzlich hatte Sir James Zeit und ließ sich von Suko über den Anruf berichten.
Der Superintendent war ein Mensch, der selten die Fassung verlor.
Jetzt aber brachten ihn die neuerlichen Ereignisse aus dem Konzept.
»Damit habe ich nicht gerechnet«, sagte er.
»Ich auch nicht, Sir!«
»Haben Sie einen Plan?« Er lachte selbst. »Natürlich hätten Sie sich auf den Weg machen müssen.«
»Was nicht geht.«
»Ich könnte einen Chauffeur nehmen.«
»Sorry, Sir, nicht bei der Bedrohung, die von Willy ausgeht. John kann sich allein helfen. Bei Ihnen wird es schon schwieriger.«
»Sie trauen mir aber nicht viel zu.«
Suko lächelte. »Willy ist brutal, heimtückisch und leider tödlich. Daran sollten Sie denken.«
Sir James Powell wischte mit der Hand durch die Luft und erhob sich. »Ja, schon gut. Nur frage ich mich, wohin John Sinclair verschwunden ist. Weshalb ist er einfach weggelaufen?«
»Ist er das wirklich?«
»Sie denken an eine Entführung?«
»So ähnlich.«
»Und Sie wissen nicht, was geschehen sein könnte?«
»Nein, Sir, keine Ahnung. Ich habe dem ›Höllenparadies‹ noch keinen Besuch abgestattet.«
»Klar, Inspektor, ich kenne Ihre Probleme.« Sir James schaute auf die Uhr. »Es ist besser, wenn wir jetzt fahren.«
»Das meine ich auch, Sir.«
Sie nahmen den Rover. In seinem normalen Dienstwagen saß Sir James Powell stets im Fond, diesmal ließ er es sich nicht nehmen, neben dem Inspektor Platz zu nehmen.
Das Wetter war und blieb auch weiterhin schlecht. Am Himmel hatte der Sturm die Wolken noch mehr zusammengetrieben und das Firmament zu einer Fläche aus wechselnden Grautönen gemacht, schräge Regenböen peitschten auf die Erde nieder, die Hausfronten

ertranken in einer wahren Flut. Zwischen die fahrenden Wagen hatten sich dichte Schleier gelegt. Selbst das langsame Fahren mit eingeschalteten Scheinwerfern glich einer Rutschpartie.

»Sie sagen mir, wie ich fahren soll, Sir?«

»In Richtung Flughafen zunächst.«

»Gut.«

Sie nahmen den Motorway 4, der direkt nach Heathrow führte.

Auch diese breite Bahn glich eher einer Wasserstraße. Aquaplaning war nichts dagegen.

Hohe, nie abreißende Fontänen begleiteten die Fahrzeuge, deren Scheibenwischer Schwerstarbeit zu leisten hatten.

»Dabei dachte ich, es würde sich nur um einen Schauer handeln«, sagte Sir James.

Suko hob die Schultern. »Es hat sich eben eingeregnet und gestürmt.« Er schaltete die Warnblinklampe ein, weil der Rover auf einen Stau zurollte. Rechts huschte noch ein schneller Wagen vorbei.

Der Fahrer mußte sehr stark bremsen, schnitt den Rover noch und schlingerte leicht.

Sir James regte sich über die Unverantwortlichkeit dieser Leute auf und lehnte sich zurück.

»Haben Sie eine konkrete Zeitangabe gemacht, Sir?« fragte Suko.

»Nein.«

Der Chinese lachte. »Das ist auch gut so. Der Stau scheint mir ziemlich lang zu sein.« Er schaltete trotz der verpesteten Luft, die im Stau herrschte, das Gebläse ein, um einigermaßen freie Sicht zu haben.

Die Wassermassen prasselten noch immer auf den Rover nieder.

Nach einer Viertelstunde setzte sich die graue, im Regen verwischende Schlange allmählich in Bewegung. Wenig später erkannten die Männer den Grund des Staus. Ein Lastwagen war ins Schleudern geraten und hatte eine Leitplanke »geküßt«. Jetzt stand er halb quer.

Die Fahrt verlief in den folgenden Minuten ohne weitere Zwischenfälle. Sie brauchten nicht bis zum Airport durchzufahren, zwischen Chiswick und Brentford bogen sie ab, um in die Nähe des Gunnerbury-Park zu gelangen.

Die Gegend hatte längst ihren großstädtischen Charakter verloren.

Sie war nicht mehr so dicht bebaut. Wer hier wohnte, der lebte in einem relativ ruhigen Vorort, unbelästigt vom ansonst schlimmen Londoner Großstadtverkehr.

Sogar das Wetter hatte sich gebessert.

Zwar regnete es auch weiterhin, nur nicht mehr so intensiv. Das Wasser fiel nur noch als dünne Fäden aus den Wolken. Wie unzählige Diamanten glitzerten die Tropfen in den beiden Lanzen der

Scheinwerfer.
»Ich muß immer an John denken«, sagte der Superintendent. »Können Sie sich vorstellen, Suko, wo er sich jetzt befindet?«
»Nein, Sir.«
»Ich im Prinzip auch nicht. Aber da ist etwas, das mich hat stutzig werden lassen.«
»Und was?«
»Fiel nicht auch der Begriff Atlantis im Zusammenhang mit diesem ungewöhnlichen Auge?«
»In der Tat.«
»Sehen Sie, Suko. Ich rechne damit, daß John Sinclair möglicherweise unfreiwillig eine Zeitreise angetreten hat. Eben durch dieses geheimnisvolle Auge. Und Lady Sarah gleich mit.«
Suko nickte. »Das ist nicht von der Hand zu weisen. Wir wollen nur hoffen, daß er überlebt, wenn dem tatsächlich so sein sollte.«
»Auch Willy, der Killer, überlebte.«
»Leider.«
»Das hätte sich Rick Malone auch nicht träumen lassen, einmal so zu enden. Er mochte den Polizeidienst nicht. Er war ihm zu monoton. Damals quittierte er den Dienst, obwohl er erst am Beginn seiner Karriere stand. Sie hätte ihn bestimmt weit die Leiter nach oben hinauf geführt, aber er war anders als wir. Ein Mensch, der frei sein mußte, der sich von Bürowänden nicht einengen lassen wollte…«
Sir James redete über die alten Zeiten, während Suko ihm mit halbem Ohr zuhörte, da er sich auf den Verkehr konzentrieren mußte. Die Straße war ziemlich eng. Hohe Bäume säumten sie zu beiden Seiten und gaben ihr ein alleeartiges Aussehen. Zumeist wuchsen hohe Pappeln nahe der Gräben. Die Bäume verschwanden hinter den dünnen Regenschleiern. Ihr Laub hatten sie längst verloren. So wirkten die Zweige wie nasse, dünne Arme.
»Ist es noch weit bis zum Ziel?« fragte Suko.
»Weshalb?«
»Weil ich noch tanken möchte.«
»Halten Sie an der nächsten Station ruhig an. Ich kann Sie beruhigen. Sehr weit müssen wir nicht mehr fahren.«
»Okay.«
Die nächste Tankstelle erschien kurz vor der Kreuzung zur Ealing Lane. Ihr erleuchtetes Reklameschild sah aus wie ein in der Luft schwebender bunter Fleck, der an allen Seiten zerlief.
Suko lenkte den Wagen neben eine Säule. Der Rover war das einzige Fahrzeug an der Station. In seinem Häuschen hockte der Tankwart und schaute kurz herüber, als der Inspektor ausstieg und den Schlauch aus der Halterung zog.
Ein Dach schützte gegen den Regen. Rechts neben dem kleinen

Kassenbau befand sich noch eine Waschanlage. Sie brauchte bei diesem Wetter nicht benutzt zu werden.

Suko vertrat sich die Beine. Er ging bis zum Rand des Daches, von dem Tropfen fielen und durch den Wind gegen sein Gesicht geschleudert wurden. Er wollte sich schon wieder abwenden, als er neben dem rechteckigen Klotz der Waschanlage eine Bewegung sah.

Dort hatte jemand gestanden, der sofort in Deckung gegangen war, als Suko hinschaute.

Der Inspektor, mißtrauisch wie kaum ein zweiter, hetzte zu der Stelle und fand sie leer, wie auch die nähere Umgebung. Achselzuckend ging er wieder zurück.

Sir James hatte die Seitenscheibe nach unten gekurbelt. »War was, Inspektor?«

»Ich weiß nicht.« Suko schaute wieder zurück. »Ich glaubte nur, eine Gestalt gesehen zu haben.«

»Und?«

»Als ich nachschaute, war sie verschwunden.«

Der Superintendent lachte. »Hoffentlich fangen wir nicht beide an, Gespenster zu sehen.«

»Kann sein.«

Das Zählwerk an der Säule lief nicht mehr. Suko gab noch einen Rest Benzin hinzu, drehte den Tankdeckel zu und schloß ihn auch ab. Aus einer kleinen Höhlung an der Säule nahm er die Rechnung und lief mit ihr in das Kassenhaus.

Der Tankwart legte seine Zeitung zur Seite, bevor er kassierte. Der Mann roch nach Öl.

»Haben Sie eigentlich einen Gehilfen?« fragte Suko.

»Wieso?« Der Tankwart zeigte ein mißtrauisches Gesicht. »Wollen Sie bei mir anfangen?«

»Das gerade nicht.«

»Was fragen Sie dann?«

»Schon gut.«

»Es ist nicht gut, Mister.« Der Tankwart stand auf. Er war einen Kopf größer als Suko. »Ich mag dumme Fragen nicht. Vor allen Dingen dann nicht, wenn man mich aushorchen will. In letzter Zeit hat es zu viele Überfälle auf Tankstellen gegeben, Mister. Ich werde…«

»Gar nichts tun«, erklärte Suko und zeigte seinen Ausweis.

Der Tankwart stierte darauf und nickte. »Sorry, aber ich liege hier ziemlich einsam. Wieso haben Sie überhaupt gefragt?«

»Es kam mir so vor, als hätte ich jemanden an der Waschanlage gesehen. Das war alles.«

»Bei dem Wetter geht niemand freiwillig raus.«

»Natürlich, sorry.«

Suko bekam sein Wechselgeld, auch die Quittung und zog sich

wieder zurück.
»Es hat lange gedauert«, empfing ihn Sir James.
»Ich wollte nur auf Nummer Sicher gehen.«
»Und?«
»Nichts, Sir.« Suko startete wieder. »Es gibt hier keinen Gehilfen.«
»Schon gut.«
Ein Lieferwagen passierte die Ausfahrt zur Straße hin. Er schleuderte eine hohe Wasserfontäne gegen den Wagen. Dann konnte Suko den Rover auf die Fahrbahn lenken.
»Wir werden bis zur nächsten Kreuzung fahren und dort links abbiegen«, erklärte Sir James. »Unser Ziel liegt etwas versteckt am Waldrand, in der Nähe eines Gestüts.«
»Gehört es diesem Fulton?«
»Natürlich.«
Die Kreuzung hatten sie schnell erreicht. Sie war auch frei. Nur die Regenschleier lagen über ihr, als wollten sie überhaupt kein Ende mehr nehmen.
Eine Straße mit schmalerer Fahrbahn lag vor ihnen. Rechts wuchs eine Böschung hoch. An der linken Seite fiel der Straßenrand zu einem Graben hin ab.
Der Regen war auch hier sehr dicht gefallen. Er hatte einen Teil der Böschung unterspült und herausgerissen.
Suko kannte sich in dieser Umgebung nicht aus. Bisher hatte ihn der Weg noch nicht hergeführt. Man hatte die Fahrbahn der Landschaft angepaßt. Sie lief in weit geschwungenen Kurven weiter und verschwand jenseits der Scheinwerferlichter im Grau des fallenden Regens.
Den Wald, von dem Sir James gesprochen hatte, konnte Suko nicht einmal ahnen.
Dafür sah er etwas anderes.
Plötzlich war die Gestalt da.
Aus dem Nichts erschien sie. Ein kurzes Flackern von blauem Licht schnitt durch den Lichtteppich der Scheinwerfer. Dann materialisierte sich die Gestalt, die viel zu nahe am Rover stand.
Sir James und Suko hörten den harten Schlag an der Kühlerhaube.
Sie sahen den Körper durch die Luft torkeln wie eine Puppe, den Aufprall hörten sie nicht, aber beide merkten deutlich, daß zwei Reifen noch über die Gestalt hinwegrollten.
Dieses kurze Anheben und Absacken des Fahrzeugs, das den Männern einen Schock versetzte.
Suko bremste. Intervallweise – er wollte auf dem Belag nicht schlingern und im Graben oder an der Böschung landen. Ohne Schwierigkeiten bekam er den Rover zum Stillstand.
»Das ging einfach zu schnell!« flüsterte er. »Das war…« Er öffnete die

Tür, drückte sich nach draußen und taumelte in die Nähe. Seine Beine bewegten sich automatisch, als er sich der leblosen, in der Straßenmitte liegenden Gestalt näherte.

Was immer der Mann auch getan haben mochte, ob er nun so schnell auf die Straße gesprungen war oder nicht, Suko gab sich selbst die Schuld an diesem Unfall.

Der Mann lag auf der Seite. Er trug dunkle Kleidung, die sich mit Nässe vollgesaugt hatte. Auch jetzt rann der Regen auf ihn nieder.

Suko befand sich noch in der Bewegung, um sich hinzuknien, da wußte er schon, wen er vor sich hatte.

Willy, den Killer!

Instinktiv wollte er zurückzucken, riß sich aber zusammen und rollte den leblosen Körper so hin, daß er auf dem Rücken zu liegen kam. Das bleiche Gesicht mit der eingefallenen Haut, über die jetzt der Regen in kleinen Bächen rann, kam ihm bekannt vor. Wie auch die Augen, die sich in die Höhlen verkrochen hatten, so tief lagen sie, und einen Ausdruck besaßen, der mit dem Begriff glanzlos umschrieben werden konnte.

Suko schaute auf die Finger des Mörders. Er wußte von den langen Killernägeln, sah sie auch, und sie erinnerten ihn tatsächlich an Messerspitzen, deren Enden wie krumme Dolche wirkten.

Während Suko neben dem Körper im Regen kniete, erinnerte er sich an das blaue Licht, an die plötzlich erschienene Gestalt, an den kräftigen Stoß und an das anschließende Überfahren.

Willy hatte vieles überstanden, diesen Aufprall jedoch nicht.

Vergeblich forschte Suko nach einer Atmung. Er legte auch zwei Finger gegen die Halsschlagader, eine Reaktion verspürte er dabei nicht.

Willy mußte tot sein.

Suko erhob sich ziemlich langsam. Ein Rest an Zweifeln war geblieben. In gebückter Haltung stehend, schaute er zurück. Sir James öffnete die Beifahrertür an der linken Seite und schob seine Beine aus dem Rover.

»Bleiben Sie, Sir!« rief Suko und ging zurück.

Er blieb vor der Tür stehen. Naß geworden war er schon, da kam es auf ein paar Tropfen mehr oder weniger auch nicht mehr an.

»War es Willy?«

Suko nickte.

»Was ist mit ihm geschehen?«

Die Lippen des Chinesen zuckten. »Wenn mich nicht alles täuscht, Sir, können wir den zehnfachen Mörder nun streichen. Er hat es nicht überlebt.«

Der Superintendent war mißtrauisch. »Tatsächlich? Haben Sie ihn genau untersucht?«

»So gut es einem Laien möglich ist.«

»Dann hoffe ich, daß wir den Fall hinter uns haben.« Sir James warf einen Blick auf die Uhr. »Lassen Sie uns weiterfahren. Es wird Zeit, finde ich. Der Termin drängt.«

»Natürlich. Was machen wir mit Willy?«

»Wir könnten ihn mitnehmen und vom Zielort die Polizei benachrichtigen. Ich meine, die Kollegen von…«

Suko hörte nicht mehr hin. Er war noch nicht eingestiegen, stand neben der Fahrerseite und schaute über den Wagen hinweg dorthin, wo die Leiche des Killers lag.

»Weshalb steigen Sie nicht ein, Suko?«

Der Inspektor schluckte. »Sir«, sagte er mit kratziger Stimme.

»Willy hat uns wieder einen Streich gespielt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Er ist verschwunden!«

***

Diesmal blieb Superintendent Sir James Powell nicht im Wagen sitzen. So schnell, wie er ausstieg, hatte Suko ihn noch nie reagieren sehen. Es machte ihm auch nichts aus, daß der Regen auf seinen grauen Hut rann, über den Rand der Krempe tropfte und an seinem Mantel entlanglief, wo er den Stoff näßte.

Er schaute dorthin, wo Willy gelegen hatte, schluckte, sagte ansonsten nichts.

»Er muß sich in Luft aufgelöst haben«, sprach Suko über das Roverdach hinweg.

Sir James nickte, obwohl er Sukos Worte nicht bestätigen wollte.

»Ich hatte mir gleich gedacht, daß mit Willy etwas nicht stimmt. Nein, Suko, dieser Mensch, falls es einer ist, der macht uns etwas vor. Der ist uns überlegen.«

Suko wischte Regenwasser aus seinem Gesicht. »Das Gefühl, Sir, habe ich mittlerweile auch.«

»Wir werden also mit unserem Freund weiterhin rechnen müssen.« Der Superintendent lachte freudlos. »Manchmal gibt es Kelche, die nie an einem vorübergehen, auch wenn noch so viele Jahre verstreichen.«

»Wir werden ihn suchen müssen«, sagte Suko.

»Und wo, bitte?«

Der Inspektor schaute zu Boden, wo eine Pfütze glänzte wie angestrichen. »Sir, ich möchte Ihnen keine Furcht einjagen, aber ich kann mir vorstellen, daß Sie bei Ihrem Termin ungebetenen Besuch bekommen würden. Wie gesagt, Willy ist da nicht wählerisch. Der killt wahllos.«

»Ich kann ihnen nicht absagen!«

»Es geht um Leben und Tod.«

»Klar. Nur erwartet mich der Innenminister zu dieser geheimen Konferenz. Wir sind dabei, Dinge festzulegen, die für die Zukunft weitreichende Bedeutung haben werden. Davon können auch Sie und John Sinclair betroffen sein. Es geht um die Koordinierung mit den östlichen Staaten. Glasnost schlägt allmählich durch.«

»Dann müssen Sie es eben riskieren, Sir. Vielleicht ist es Ihnen auch möglich, die anderen Teilnehmer davon zu überzeugen, daß Sie einen Leibwächter direkt in Ihrer unmittelbaren Nähe benötigen.«

Sir James stieg wieder ein. Er nahm den Hut ab und kippte Wasser vom Krempenrand. »Das wird kaum möglich sein. Es ist eine verdammt geheime Konferenz. Die Mitglieder dort werden mir wer weiß was erzählen, wenn ich nicht allein komme.«

»Sir, es geht um Ihr Leben.«

Der Superintendent warf Suko, der ebenfalls eingestiegen war, einen langen Blick zu. »Ich weiß, Inspektor, ich weiß es nur zu genau. Das ist auch alles nicht einfach.«

Der Chinese hämmerte die Tür zu. »Haben Sie sich zu einer Möglichkeit entschlossen?«

»Ja. Fahren Sie weiter. Ich werde Ihnen Bescheid geben, wenn wir das Ziel erreicht haben.«

»Natürlich, Sir.«

Wohl war Suko nicht dabei. Der Druck hatte wieder zugenommen.

Ein Killer, der kein Pardon kannte und sie noch verhöhnte, saß ihnen im Nacken. Er war wie ein Phantom, erschien aus dem Nichts, verschwand und ließ eine blutige Spur zurück. Der Regen verstärkte sich wieder. Das Nieseln hörte auf. Dafür lief er jetzt in langen, nie abreißenden Bindfäden aus den tiefhängenden Wolken. Obwohl offiziell die Dämmerung noch nicht hereingebrochen war, schien es Abend zu sein. An manchen Stellen hingen die Wolken so tief, daß sie wie skurrile Nebelgebilde über die nasse Fahrbahn strichen.

Daß Sir James einen innerlichen Kampf mit sich ausfocht, sah Suko ihm an. Der Superintendent gab sich längst nicht so beherrscht wie immer. Oftmals zuckten seine Wangenmuskeln, er rückte mehr als gewöhnlich an der Brille und bat Suko, etwas langsamer zu fahren.

»Sind Sie noch zu keinem Entschluß gekommen, Sir?«

»Nein.«

»Viel Zeit können wir uns nicht lassen.«

»Das weiß ich, Suko. Nur kann ich den Leuten nicht mit meinen Problemen kommen.«

»Wenn Willy erscheint, ist es zu spät.«

»Sicher.« Sir James räusperte sich. »Sie haben doch auch das blaue Licht gesehen, bevor er erschien?«

»Ja.«

»War es ein Auge?«

»Nein. Ich sah nur den Schein kurz aufflackern, dann prallten wir mit dem Killer zusammen.«

»So habe ich es ebenfalls in Erinnerung.« Sir James hob den Arm und deutete gegen die Frontscheibe. »Hinter der nächsten Rechtskurve beginnt der Wald. Ihn müssen wir ungefähr bis zur Hälfte durchfahren, dann haben wir das Ziel erreicht.«

Im Scheinwerferteppich glitzerten die Regenfäden. Die Sicht verschlechterte sich noch mehr, weil der Wald an der rechten Seite zusätzlich wie eine Schattenwand wirkte.

Dann passierte es doch.

Gerechnet hatte Suko schon damit. Dennoch überraschte ihn die plötzliche Attacke.

Es geschah am Heck. Er hörte einen dumpfen Aufprall, danach ein Platzen und gleichzeitig das gierige Lachen.

Suko ging runter vom Gas. Er und Sir James drehten sich gleichzeitig auf den Sitzen.

Durch die zerstörte Heckscheibe wehte der Wind, peitschen kleine Regentropfen. Das alles war nicht tragisch. Viel schlimmer war die Gestalt, die sich mit beiden Händen festklammerte. Die eine Hand hatte Willy in das hintere Polster der Rückenlehne geschlagen, die andere hielt den Rahmen fest.

Es lag auf der Hand, daß er nicht gekommen war, um eine Spazierfahrt zu machen…

***

Ein völlig anderes Wetter als in London herrscht in der Welt, in die mich das Auge hineingeholt hatte. In eine Vergangenheit des Kontinents Atlantis, den es schon längst nicht mehr geben konnte und durfte, und der mich wieder einmal beschäftigte, weil es einer Magie gelungen war, die Zeiten zu verschieben.

Doch an diese Äußerlichkeiten dachte ich jetzt nicht. Für mich war wichtiger, daß ich hier einer Person entgegen ging, die zu meinen engsten Freunden zählte, trotz ihres relativ hohen Alters, was bei vielen Menschen aber keine Rolle spielte.

Lady Sarah Goldwyn kam mir entgegen, und ich schritt auf sie zu.

Zur gleichen Zeit blieben wir stehen und schauten uns gegenseitig an. Über Sarahs Zügen lag ein Schatten…

»John«, sagte sie nur.

Ich schwieg, weil ich dem Klang ihrer Stimme lauschen wollte.

War er noch der gleiche? Hatte sich Lady Sarah möglicherweise verändert, weil sie zwischen den Monstren gesteckt hatte?

Nein, sie sprach völlig normal.

Ich nickte ihr zu. »Willkommen«, sagte ich.

»Wo, mein Junge?«

»Vielleicht auf der Insel der Verlorenen.«
Ihr Lächeln wurde dünn. »Insel der Verlorenen«, wiederholte sie.
»Irgendwie hast du recht.« Lady Sarah schaute sich um. »Es muß einfach eine Insel sein. Ich sehe das Wasser, die Wellen… aber wo befindet sich eine Insel, über der ein bleicher Totenkopf am Himmel leuchtet?«
»Vielleicht in einer anderen Zeit.«
»In der Vergangenheit?«
»Möglich.«
»Du weißt es, John.«
Ich konnte Sarah Goldwyn einfach nicht belügen und nickte ihr zunächst zu. »Ja, ich weiß es. Wir befinden uns auf einem Eiland, das einmal zu Atlantis gehörte.«
»Das versunken ist.«
»Natürlich. Magie kennt keine Zeitschranken. Wir stecken tief in der Vergangenheit, noch vor dem Untergang. Und auf dieser Insel hat eine Seherin namens Sandora geherrscht, die sich jetzt Sandra nennt und es geschafft hat, den Weg in unsere Zeit zu finden. Sie konnte überleben, sie besaß einen Schutz.«
»Und wer schützte sie?«
»Das Auge, Sarah. Es war einzig und allein das Auge, das es schaffte, seine Magie und seine Kraft über Raum und Zeit hinweg zu strahlen. So muß man es erklären.«
»Und was denkst du, mein Junge?« Sie legte mir die Hand auf die Schulter. »Wie soll es weitergehen?«
»Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Sarah. Ich frage mich, wie es dir ergangen ist? Ich habe dich gesehen, als du von zwei Skeletten gehalten wurdest und inmitten einer Gruppe von Monstren im Boden stecktest.«
»Ja, das war schlimm, aber ich habe es überstanden. Ich wollte fliehen, ich…« Sie legte die Stirn in Falten und überlegte. »Es war gar nicht einfach. Sandra habe ich unterschätzt. Sie beherrscht die Monstren. Der Boden wurde zum Sumpf. Ich sackte ein und auch immer tiefer. Halten konnte ich mich nicht mehr.«
»Was dann?«
»Wie du schon sagtest, John, mich umgaben die Gestalten, aber sie taten mir nichts.« Sarah Goldwyn lachte plötzlich auf. »Weißt du was? Ich habe sogar meinen Stock verloren.«
»Das ist unwichtig.«
»Nein, er ist wichtig!« widersprach sie heftig. »Als ich einsackte, gelang es mir, einen Vampir zu pfählen. Ich rammte ihm die Stockspitze in die Brust. Er zerfiel.«
»Gratuliere.«
»Danke. Ich werde dir später gratulieren. Falls du eine Möglichkeit

gefunden hast, von dieser Insel zu fliehen.«
»Ohne Hilfe bestimmt nicht.«
»Und wer sollte uns helfen?«
»Wer schon? Sandra alias Sandora. Sie hat uns hergeschafft, sie wird uns auch wieder wegschaffen.«
»Du glaubst doch nicht an den Weihnachtsmann, John Sinclair?«
»Eigentlich nicht.«
»Dann rede auch nicht so einen Unsinn! Denke darüber nach, wie wir aus eigener Kraft verschwinden können. Notfalls müßten wir an den Klippen hinabklettern.«
»Traust du dir das zu?«
»Wenn du mir dabei hilfst.«
Ob ich wollte oder nicht, ich mußte einfach lachen und auch Lady Sarah bewundern. Sie war eine Person, die sich durch nichts erschüttern ließ und auch ihren Humor behielt.
»Außerdem«, so fuhr sie fort, »braucht zu Hause in London noch jemand meine Hilfe. Jane Collins kann ich unmöglich allein lassen. Sie wird sich Sorgen machen.«
»Weiß sie, wo du hingegangen bist?«
»Natürlich.«
Ich schluckte und bekam so meine Ahnungen, die Sarah Goldwyn allerdings aussprach.
»Sobald es dunkel geworden ist und sie wieder ihr normales Gesicht besitzt, wird sie sich auf den Weg machen und mich suchen wollen.«
»Das, Lady Sarah, befürchte ich auch.«
Sie hatte noch eine weitere Frage. »Sag mal, John, was ist das für ein ungewöhnliches, blaues Licht, das uns umhüllt?«
»Es stammt aus dem Auge.«
Sie schlug sich gegen die Stirn. »Natürlich, das Emblem, das Auge. Wie konnte ich nur so dumm sein! Die Skelette werden mir hoffentlich nicht den Verstand geraubt haben.«
»Den brauchen wir auch noch.«
Lady Sarah schaffte es sogar, mich anzulachen. »Ich weiß gar nicht, was du willst, John, ich fühle mich prächtig.«
»Tatsächlich?«
»Ja.« Sie breitete die Arme aus. »Ich bin den Monstern entkommen. Mich hat kein Zombie getötet und kein Ghoul zerrissen. Als ich die Insel sah, überkam mich der Eindruck, ein neues Leben geschenkt bekommen zu haben.«
»Das unter einer fremden Kontrolle steht.«
»Meinst du nicht, daß wir sie abschütteln können?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Sarah, denn bisher hat sich unsere Freundin Sandra noch nicht gezeigt.«
Sarah Goldwyn hob die Schultern. »Dann bleibt uns wohl nur mehr

der Weg zur Küste.«
»Zur Steilküste!« korrigierte ich sie.
»Das ist mir egal.«
»Spätestens wenn du versuchst, in die Tiefe zu klettern, wirst du den Unterschied kennenlernen.«
»Ich werde mich auf deine Schultern setzen, John.« Ihr gefiel meine Mimik nicht. »Junge«, sagte sie und haute mir wieder auf die Schultern. »Mach doch nicht so ein trübes Gesicht. Wir schaffen es. Wir haben es bisher immer geschafft. Und von einer Bedrohung kann ich auch nichts feststellen. Du etwa?«
Ich mußte passen. Bedroht wurden wir nicht. Man wiegte uns praktisch in Sicherheit und brachte auch die äußerlichen Voraussetzungen mit. Der Wind strich als laue Luft über die Insel. Er streichelte unsere Gesichter, als wollte er uns liebkosen.
Lady Sarah hängte sich bei mir ein. »So, du Kavalier, dann bring mich mal in die Freiheit.«
»Toll.«
»Sei nicht so pessimistisch, John. Ich bin den Monstern entwischt, und von der Insel werden wir auch entkommen.«
Da irrte die gute Horror-Oma. Das Phänomen, das ich festzustellen glaubte, blieb auch weiterhin vorhanden. So sehr wir beide uns auch anstrengten, es gelang uns einfach nicht, der Steilküste näher zu kommen. Je schneller wir auf sie zuschritten, um so weiter schien sie sich von uns zu entfernen. Ein Phänomen, über das sich Lady Sarah zunächst wunderte. Später wurde sie nachdenklich.
»Die Insel wandert irgendwie mit, nicht?«
»Ja. Sie liegt in einer magischen Zone und steht unter der Kontrolle des Auges.«
»Nicht unter Sandras?«
»Wer weiß. Sie und das Auge spielen jedenfalls die entscheidende Rolle. Du kannst dich nicht daran erinnern, wie es dir gelungen ist, aus der Gefangenschaft der Monstren zu entkommen?«
»Nein, John.«
Ich nickte. »Schön, machen wir also weiter.«
»Womit?«
Ich griff unter mein Hemd und holte das geweihte Silberkreuz hervor. Sarah Goldwyn bedachte es mit skeptischen Blicken »Glaubst du, daß es dir helfen wird?«
»Keine Ahnung. Es ist zumindest einen Versuch wert.«
»Das ist nicht die Magie der Hölle, John!«
Da hatte sie nicht unrecht. Wir steckten in einem fremden Wirkungskreis unheimlicher Kräfte, auf die das Kreuz möglicherweise überhaupt nicht reagierte.
Aus einem bestimmten Grund wollte ich es trotzdem versuchen.

Das Kreuz besaß mehrere Eingravierungen, die mich quasi schützten. Unter anderem auch das Allsehende Auge, ein altes Symbol, das aus der ägyptischen Mythologie stammte und später vom Christentum übernommen worden war.

Das Auge war schon seit alters her ein Zeichen der Kraft und des Sehens gewesen. Wie befanden uns als Gefangene innerhalb eines gewaltigen Auges. Möglicherweise konnte ich die Grenzen durch die Kraft des Auges auf meinem Kreuz aufheben.

Der Talisman lag auf meinem flachen Handteller. An den Enden des Kreuzes, wo die Anfangsbuchstaben der Namen der vier Erzengel eingraviert worden waren, tat sich nichts. Kein Glühen, kein Flackern, das Kreuz reagierte überhaupt nicht. Ebenso verhielt es sich mit dem Auge. Kein Funke zuckte durch seine Pupille.

Auch Lady Sarah hatte geschaut. »Da werden wir wohl Pech haben«, kommentierte sie.

»Ja, leider.«

»Der Schlüssel liegt bei Sandra.«

»Oder bei ihm!« Ich deutete schräg gegen den Himmel, wo der weiße Totenschädel stand und uns beobachtete.

»Meinst du?«

»Er muß mit Sandora in einer Verbindung stehen.« Ich hob die Schultern. »Es hat keinen Sinn, wir werden wohl darauf warten müssen, daß Sandra etwas unternimmt.«

»Das kann dauern.«

Ich dachte darüber nach, ob ich das Kreuz aktivieren sollte. Ich mußte dazu eine bestimmte Formel rufen, um die Kräfte freizumachen. Sie halfen mir zumeist in der höchsten Gefahr. Hier aber tat uns niemand etwas, obwohl wir uns in einer Falle befanden, denn die Insel macht mit uns, was sie wollte.

Das Licht hatte sich ebenfalls nicht verändert. Nach wie vor umgab es uns als blauer Schein. An den Rändern etwas schwächer als in der Mitte, direkt über uns.

Lady Sarah schüttelte den Kopf. »Ich bin den Monstren entwischt«, sagte sie. »Es fragt sich nur, wo sie sich befinden.«

»Auf der Insel!«

Wir schraken beide zusammen, als wir die Stimme hörten. Weder Lady Sarah noch ich hatten gesprochen. Die Antwort war von Sandra alias Sandora gekommen.

Sarah Goldwyn trat einen Schritt zurück und schaute sich um.

»Wo steckt sie?«

Auch ich sah Sandra nicht. Dennoch mußte sie uns unter Kontrolle haben und alles hören können, was wir erzählten.

»Ich bin hier. Ich kann euch sehen und amüsiere mich über eure Unwissenheit.«

»Dann zeig dich auch!«
»Gern, Sinclair! Schau dir den Totenschädel an. Den bleichen Wächter über euch.«
Wir sahen hoch in den blauen Himmel, wo der Schädel plötzlich zu einer gewaltigen Größe anwuchs, auseinander gezerrt wurde und in einem kalten, uns blendenden Licht erstrahlte, so daß wir nicht mehr hineinschauen konnten.
Dann war sie da.
Ich spürte, daß sie in unserer Nähe stand, hob den Kopf an und sah sie vor uns.
Ob sie aus dem Schädel gestiegen war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls stand sie vor uns, und sie hatte sich um keinen Deut verändert. Noch immer trug sie das grüne Kleid mit dem langen Schlitz am Saum. Die runden Schultern leuchteten makellos, auch ihre Haut war bleich, und das Haar schimmerte wie flüssiges Gold.
»Na, schon eingelebt, ihr beiden?«
»Was soll das?«
»John Sinclair. Du solltest freundlicher sein. Sei froh, daß du noch lebst. Es hätte für dich und deine Freundin auch anders kommen können. Es fällt mir nicht schwer, euch zu töten.«
»Das glaube ich dir gern. Schließlich hast du Helfer genug. Wo stecken sie eigentlich?«
»Überall auf der Insel.«
»Tut uns leid«, sagte Lady Sarah, »aber wir sahen sie nicht.«
»Weil eure Augen verschlossen sind. Weil ihr nicht gelernt habt, hinter die Dinge zu schauen. Weil ihr so seid wie alle anderen Menschen auch. Arrogant und überheblich. Ihr glaubt an die Technik, an die Natur, das ist gut, aber es gibt auch etwas, das hinter der Natur steht, die Magie. Die beherrsche ich.«
»Wo stecken deine Monstren?« Ich blieb auf dem Teppich, weil ich kein Interesse hatte, hier lange zu philosophieren.
Sandra starrte mich an. Durch ihren Körper rann ein Zittern. »Ihr wollt sie also sehen?« fragte sie.
»Ja, das will ich.«
»Dann werdet ihr schauen«, erklärte sie. Ein Lachen drang aus ihrem Mund. »Ihr werdet schauen.« Sie breitete die Arme aus. Dies geschah mit langsamen, dennoch geschmeidigen Bewegungen, wie man sie oft bei einem Zauberer sah. »Wo befinden wir uns wohl?«
»Im Auge«, sagte ich.
»Richtig. Das Auge ist der Weg nach Atlantis. Dem Auge konnten die gewaltigen Kräfte nichts anhaben. Es gehörte zu einer der wenigen Rettungsinseln, die es damals auch gab. Mir ist es gelungen, mich auf diese Insel zu retten, weil ich mein ganzes Leben darauf hingearbeitet habe. Ich wußte, daß Atlantis untergehen würde. Nicht umsonst war

ich eine Seherin und konnte meine Vorbereitungen treffen. Ich habe mich und meine Untertanen gerettet.«

»Gerettet?« Ich lachte sie scharf an. »Du hast nichts gerettet. Du hast das Grauen gebracht.«

»Ja, auch!« rief sie. »Ich habe das Grauen gebracht, weil mir die Menschen nicht glauben wollten. So ist es gewesen, verstehst du? Ich hatte vor, mit den Menschen der anderen Zeit Kontakt aufzunehmen. Sie wiesen mich ab. Sie hielten mich, wenn ich mich zeigte, für einen Spuk, für außerirdischen Besuch, und sie hetzten mir das Militär auf den Hals. Ich bin schon öfter erschienen, nur ist davon nichts an die Öffentlichkeit gelangt. Man hielt und man hält die Berichte unter Verschluß. Kurz und gut, man wies mich ab. So etwas kann man mit mir nicht machen. Nicht mit Sandora, der Seherin. Deshalb sann ich auf Rache. Ich wollte es ihnen allen zeigen und beweisen. Du weißt doch, John Sinclair, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Eine positive und eine negative. Auch auf meiner Insel war es so. Ich konnte ihre Kräfte steuern, die Magie des Auges gab mir die nötige Kraft. Und so sorgte ich dafür, daß die Monstren erschienen. Schreckliche Gestalten, die in der Tiefe der Insel ihre Heimat gefunden hatten. Sie tauchten auf. Sie, die einmal Menschen gewesen waren und in meine Videothek kamen. Sie haben das Auge gesehen, sie waren fasziniert, ich aber veränderte sie.«

»Moment mal«, sagte ich. »Dann hat das Auge es geschafft, aus Menschen Monstren zu machen.«

»Ja!«

»Aber bei uns nicht!«

»Noch nicht, Sinclair!«

Lady Sarah und ich warfen uns einen bezeichnenden Blick zu.

Sollten wir hier von Glück sprechen?

Nein, soweit wollte ich nicht gehen. Sandra hatte sich bei uns bewußt zurückgehalten. Ihre letzte Antwort war deutlich genug gewesen. Wahrscheinlich würde sie uns einem seelischen Terror aussetzen, bevor sie dazu überging, uns zu verwandeln.

»Du denkst schon weiter, nicht?«

»So ist es.«

»Das kannst du auch, Sinclair. Dich und die alte Frau werde ich in den Reigen einreihen. Ich hatte euch nur die Gelegenheit geben wollen, euch ein wenig zu informieren. Ihr seid ja neugierig.«

»Das stimmt. Ich habe auch noch weitere Fragen. Was ist eigentlich mit Willy geschehen, diesem Killer?«

»Ich nahm mich seiner an.«

»Und weshalb?«

»Aus Enttäuschung«, sagte sie scharf. »Ich habe dir erklärt, wie enttäuscht ich von den Menschen gewesen bin. Deshalb beschloß ich,

mich um diejenigen zu kümmern, die außerhalb der Normen standen.«

»Ja, um feige Mörder. Um Menschen, denen es nichts ausmacht, auch Frauen und Kinder zu töten!« schrie Lady Sarah. »Was bist du nur für eine miese Kreatur, Sandra?« Sie schüttelte den Kopf. »Ich… ich verstehe nicht…«

»Du kennst meine Gründe.« Sie blieb gelassen.

»Was passierte mit Willy?« Ich ließ nicht locker.

»Ihn suchte ich mir aus. Gewissermaßen als Beispiel. Ich hatte ihn schon einige Zeit beobachtet. Er wäre von diesem anderen Mann damals getötet worden, doch ich rettete Willy. Was sind Flammen gegen die Kraft des Auges?«

»Wieso Flammen?«

»Willy wäre damals verbrannt, Sinclair. Im letzten Augenblick kam ich daher und rettete ihn. Das war alles. Es ist ganz einfach, wirklich. Man braucht nicht viel zu tun, um die Dankbarkeit der Menschen zu erlangen, glaub mir.«

»Du hast ihn wieder freigelassen? Weshalb?«

»Weil er weitermachen und abrechnen wollte. Das ist alles. Er konnte es einfach nicht auf sich sitzenlassen, daß seine Häscher überlebten. Ich ließ ihm Zeit und wartete über zwanzig Jahre ab. Dann entließ ich ihn, ich schickte ihn wieder zurück.«

»Das gibt es also auch?« fragte Lady Sarah.

»Natürlich. Allerdings nur, wenn ich es will. In dieser schützenden und beschützenden Welt des Auges existieren drei Möglichkeiten.« Sandra hob drei Finger, um es noch deutlicher zu dokumentieren. »Erstens kann man für immer hier bei mir bleiben und diese Welt genießen. Zweitens kann ich durch meine Kraft die Menschen wieder in die normale Welt entlassen. Das klappt als Monster oder so, wie sie gekommen sind. Und drittens kann man hier auch sterben.«

»Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Wie schön, Sinclair, wie schön. Euch lasse ich die Wahl. Ihr könnt euch eine der beiden Alternativen aussuchen. Ist das nicht gut? Sagt mir, für welche ihr euch entschieden habt?«

»Weshalb nicht drei?«

Sandra oder Sandora lachte Lady Sarah an. »Ich werde doch nicht so dumm sein und dir die dritte Möglichkeit zur Verfügung stellen. Nein, das ist nicht drin, meine Liebe. Entweder bleibt ihr hier auf der Insel, oder ihr kehrt als Monstren zurück.«

Die Horror-Oma schaute mich an. »Was meinst du, John?«

»Mir gefällt keine der beiden.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Sandra lachend. »Das kann ich mir gut vorstellen. Wenn ich für euch zu entscheiden hätte, würde ich sagen, daß ihr in meinem Reich bleibt. Vielleicht werdet ihr in zwanzig oder dreißig Jahren wieder einen Blick…«

»Dann bin ich tot!« erklärte Lady Sarah.
»Du willst also so zurück?«
»Ja.«
»Gut! Nur als Monstrum. Ich werde dich umwandeln.« Sie grinste scharf und kam einen Schritt näher. »Ich werde dich in eine Mutation verwandeln und dich dann in die normale Welt zurückschicken. Denkst du noch an die Leinwand in der Videothek. Dort wirst du auftreten. Wie eine Figur aus einem Film. Sie ist eine magische Zone. Sie ist der Weg in die Welt des Auges.«
»Hüte dich!« schrie Sarah Goldwyn.
Sandra blieb tatsächlich stehen. Sie hatte auch gesehen, wie meine Hand zur Waffe gezuckt war. Darüber konnte sie nur lachen. »Willst du auf mich schießen?«
»Wenn es sein muß!«
Sie schaute mich sekundenlang an, bevor sie sich drehte und mir den Rücken zuwandte.
»Ich werde sie euch zeigen. Ihr sollt meine Helfer sehen. Schaut in den Himmel, in das Auge!«
Das taten wir, und wir sahen, wie sich etwas über unseren Köpfen veränderte.
Lady Sarah schüttelte den Kopf und faßte nach meinem Arm.
»Meine Güte, John, was ist das?«
»Kann ich dir auch nicht sagen, aber ich glaube, daß sich das Auge zusammenzieht. Zumindest verändert es seine Proportionen.«
Da hatte ich mich nicht geirrt. Die Weite über uns verschwand.
Das Blau des Auges konzentrierte und verdichtete sich. Es nahm dabei eine intensivere Färbung an, besonders in der Mitte, wo der dunklere Rand einer Pupille entstand.
Unter ihm und innerhalb eines Kreises entstanden Bewegungen.
Etwas wuchs aus dem tiefen Innern hervor, zeigte sich, malte sich ab. Ich schaute schon sehr genau hin, um zu erkennen, was es war.
Gesichter!
Schreckliche Fratzen. Zombies, Vampire, Mutanten, Ghouls. Ihre Gesichter bildeten in der Pupille über uns einen Kreis. Sie starrten auf uns nieder. Augen leuchteten in einem kalten Glanz, auch in einer gewissen Gier.
Dann erschienen die Hände.
Nein, keine Hände. Knochenklauen und Pranken. Dünne Arme mit langen Fingern oder wabbelnde Massen von mutierten Wesen, die Formen von Kraken aufwiesen.
Das Pandämonium zeigte sich.
»Seht sie euch an. Sie sind meine Beschützer, meine Leibwächter, meine Hüter. Und jetzt entscheidet euch!«
Es bestand noch keine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben,

deshalb blieben wir auch relativ gelassen. Lady Sarah flüsterte mir einen Vorschlag ins Ohr. »Laß uns den Weg des geringsten Widerstandes gehen, John. Bitte.«
»Wäre nicht schlecht.«
»Dann können wir immer noch…«
»Wie habt ihr euch entschieden?« rief Sandra.
»Wir bleiben auf der Insel. Im Auge, bei dir.«
»Und als was?«
»Als Menschen!«

***

Sie mußte mit der Antwort gerechnet haben, trotzdem zeigte sie sich etwas erstaunt, denn sie sah uns kopfschüttelnd an. »Das verstehe ich nicht. Tut mir leid.«
»Wieso?«
»Ihr gebt kampflos auf? Habe ich dich, Sinclair, wirklich so falsch eingeschätzt?«
»Anscheinend.«
»Das will mir einfach nicht in den Kopf. Du bist zu mir in die Videothek gekommen mit dem Mut eines Weltmeisters, und jetzt besitzt du die ›Kraft‹ eines miesen Feiglings.«
»Wäre dir die andere Lösung lieber gewesen?«
Sie nickte mir zu. »Ja, ich hätte dich gern kämpfen sehen. Aber gut, ich sehe ein, daß du ein Mensch bist. Die Menschen heute sind feige, das habe ich mittlerweile feststellen müssen. Machen wir also weiter. Da ihr euch entschlossen habt, auf der Insel zu bleiben und Gefangene des Auges zu sein, werde ich euch auch mein Reich zeigen. Kommt mit.« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und schritt davon.
Bevor wir uns in Bewegung setzten und ihr folgten, warfen wir noch einen Blick in die Höhe.
Ich glaubte, so etwas wie Enttäuschung auf den Fratzen der Monstren zu sehen. Sie hätten uns gern in ihren Reigen aufgenommen.
Was nicht war, konnte ja noch werden.
»Wohl fühle ich mich nicht, John!« sagte Lady Sarah leise. »Ich kann mir schlecht vorstellen, daß es uns gelingt, aus eigener Kraft zu entwischen – oder?«
»Wir müssen abwarten.«
»Auf was?«
Ich sprach sehr leise. Sandra sollte meine Worte auf keinen Fall hören. »Jede Person hat einen schwachen Punkt, Sarah, auch wenn sie sich noch so stark vorkommt. Es muß eine Stelle geben, wo wir sie packen können. Dann zwingen wir sie einfach, uns wieder von dieser verfluchten Insel zu entlassen.«

»Das wäre nicht schlecht. Nur habe ich bisher noch keinen schwachen Punkt bei ihr ausmachen können.«

Ich erwiderte nichts mehr, weil sich Sandra umdrehte. »Kommt her«, sagte sie und winkte mit dem Zeigefinger. »Ich möchte euren Eindruck von meiner Insel verändern.«

Als wir neben ihr standen, waren wir tatsächlich überrascht. Vor uns war eine Treppe in das Gestein geschlagen worden. Sogar ein Geländer lief an der rechten Seite entlang. Die Stufen führten in die Tiefe und endeten in einem kleinen Tal.

»Dort ist mein Zuhause.«

Ich stieß Sandra an. »Wie kommt es, daß ich es nicht entdeckt habe?«

»Ganz einfach. Die Insel gehorcht mir. Ich kann dieses Tal auch wieder zusammenwachsen lassen. Wenn sich das Auge verkleinert, verdichtet sich auch die Insel. Sie kann so winzig werden, daß sie in die Pupille hineinpaßt. Magie aus Atlantis, nur so konnte ich überleben.«

»Ich weiß.«

»Ihr könnt mir unbesorgt folgen. Es wird euch nichts passieren. Schließlich habt ihr euch entschlossen, bei mir zu bleiben, und das mit allen Konsequenzen – oder nicht?« Sie warf uns lauernde Blicke zu. Ob sie mein Nicken beruhigte, wußte ich nicht. Jedenfalls wollten Lady Sarah und ich zunächst die Dinge auf uns zukommen lassen.

Die Horror-Oma lehnte es ab, von mir gestützt zu werden. Sie hielt sich beim Gang in die Tiefe am Geländer fest. Ihre Handfläche schabte über den Lauf.

Ich schritt hinter ihr her. Über den Kopf mit den grauen Haaren schaute ich hinweg in das Tal.

Es war steinig. Nicht ein bißchen Grün wuchs an den steilen Hängen. Wie konnte ein Mensch hier existieren? Ohne Wasser, ohne etwas zu essen? Diese Welt war einfach zu feindlich. Da Sandra vorgegangen war, erreichte sie auch als erste die Mulde. Sie blieb stehen und erwartete uns. »Ich kann deine Gedanken erraten, Sinclair. Du fragst dich, wie du hier leben sollst, nicht wahr?«

»So ist es.«

Sie schüttelte den Kopf und zog dabei ein Gesicht, als hätte sie einen kleinen Jungen vor sich, der einfach nur ungläubig war. »Du solltest mich nicht unterschätzen. Für gewisse Dinge habe ich schon gesorgt, keine Bange.«

Da wir keine weiteren Fragen mehr stellten, drehte sich Sandra ab und schritt auf eine Felswand zu. Erst jetzt sah ich, daß sich in der Wand der Eingang zu einer Höhle befand. Er bestand aus einer normalen Holztür, die von Sandra zur Seite geschoben wurde.

»Bitte«, sagte sie mit falscher Freundlichkeit.

Wir betraten zögernd eine völlig andere Welt, in der es sogar Licht

gab.

Das blaue Licht war überall. Es strahlte aus den Wänden, es stieg hoch vom Untergrund, und es hüllte die Einrichtung der Höhle ein, die wir hier nie vermutet hätten.

Kissen, Liegen, Teppiche, eine sprudelnde Quelle, und im Hintergrund sahen wir sogar einen kleinen Garten, in dem Früchte wuchsen.

Ein kleines Paradies…

»Meine Insel!« erklärte Sandra voller Stolz. »Ein Paradies, das schon über zehntausend Jahre Bestand hat. Wie gefällt es euch?«

»Beeindruckend«, erwiderte ich.

»Das meine ich auch.« Sie trat dicht an mich heran. »Hier läßt es sich leben, besonders an meiner Seite, Sinclair.«

Ich ging zur Seite. »Vielleicht.«

Sie verstand. »Du denkst immer noch über einen Ausweg nach?«

»Nein, im Moment nicht.«

»Das möchte ich dir und deiner Begleiterin geraten haben. Solltet ihr irgend etwas versuchen, das mir nicht paßt, wird sich dieses Paradies in eine Hölle verwandeln. Sandras Höllenparadies. Hier hat es seinen Anfang genommen. Hier habe ich ihm den Namen gegeben und ihn mitgenommen. Hier ist meine Fluchtburg. Ich allein besitze die Gabe, die Zeiten zu durchwandern und von einer Welt in die andere zu gelangen.«

»Einfach so?« fragte ich.

»Nein, dazu bedarf es eines gewissen Gegenstandes, eines Hilfsmittels, um genau zu sein.«

»Darf ich es sehen?«

Sie überlegte eine Weile. Schließlich nickte sie. »Ihr seid mir sicher«, erklärte sie. »Weshalb sollst du es dann nicht sehen? Schau her!« Sie trat an eine bestimmte Stelle der Wand, die von einem großen Teppich verdeckt wurde.

Den hob Sandra am unteren Rand an. Leicht wie eine Feder glitt er zur Seite.

Dahinter lag – zu unserem Erstaunen – ein glatte, grauweiße Fläche, auf der nichts mehr von dem blauen Licht zu sehen war, das die Höhle ausfüllte.

»Ist es das Tor?«

»Ja.«

»Dann könnten wir hindurch«, sagte Lady Sarah und tat so, als ob sie vorgehen wollte.

Sandra ließ sie einen Schritt weit kommen, bevor ihr Lachen die Horror-Oma stoppte. »Glaubt ihr denn, ich hätte es euch gezeigt, wenn es so einfach gewesen wäre? Nein, so leicht ist es nicht. Ihr werdet es nicht schaffen. Ihr könnt gegen die Wand schlagen und werdet euch

blutige Fäuste holen, anstatt hineintauchen zu können. So etwas ist nur mir und meinen Freunden vergönnt. Ich beherrsche das magische Tor. Man muß selbst ein Teil der Magie sein, um es benutzen zu können. Das aber seid ihr nicht. Ihr seid…«

Ich hatte mich auf ihre Worte kaum konzentriert, weil mir etwas anderes viel wichtiger war.

Sandras Gestik irritierte mich. Sie wirkte plötzlich nervös, bewegte die Arme, auch den Kopf. Sie drehte ihn so, daß sie an der weißen Wand entlangschauen konnte.

»Stimmt etwas nicht?« fragte ich.

Scharf schaute sie mich an. »Was sollte nicht stimmen?«

Ich sah in ihre goldfarbenen Augen. »Du wirkst nervös. Was ist vorgefallen?«

»Weißt du mehr?«

Ich breitete die Arme aus und lachte. Jetzt war ich wenigstens sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Etwas hatte sie aus der Fassung gebracht. Für mich leider nicht sichtbar, nur Sandra spürte es, und sie trat sogar von der Wand zurück.

»Etwas stimmt nicht«, sagte sie leise. »Etwas ist anders geworden.«

»Ich sehe nichts.«

»Nein, das kannst du auch nicht. Ich sehe es auch nicht, ich spüre es.« Sie drehte plötzlich durch, denn sie schrie mich an. »Was habt ihr gemacht? Was ist mit der Wand geschehen?«

»Nichts haben wir getan!«

»Lüg nicht!« brüllte sie mich an. »Ihr habt sie manipuliert. Sie ist nicht mehr das, für die ich sie einmal gehalten habe, verdammt noch mal. Eine andere Kraft ist in sie hineingefahren, das habe ich sehr deutlich zu spüren bekommen.«

»Wo denn?«

»Jede Wand hat zwei Seiten«, sagte sie. Diesmal mit wesentlich leiserer Stimme. »Eine sehen wir!«

»Und wo befindet sich die andere Seite?« fragte Lady Sarah.

»In… in der Videothek«, gab Sandra keuchend zur Antwort.

»Dort hält sich jemand auf, der verdammt gefährlich ist. Er kennt die Magie, er wird versuchen…« Sie brach mitten im Satz ab, lachte auf und schüttelte sich. »Ja, soll er es nur versuchen. Soll er nur. Ich werde ihn empfangen und ihn vernichten!«

Lady Sarah und ich aber dachten darüber nach, wer die andere, nicht sichtbare Person in unserer Welt sein könnte.

Eine Lösung fiel uns beiden nicht ein. Ich dachte an Suko und auch an seine Dämonenpeitsche…

***

Sie hatte den Vormittag über gewartet und auch den Nachmittag.

Die Unruhe war mit jeder ablaufenden Minute gewachsen, bis es Jane Collins nicht mehr aushielt. Sie mußte einfach etwas unternehmen. Sie konnte nicht nur in der Wohnung hockenbleiben und daran denken, daß Sarah Goldwyn irgendwann einmal zurückkehren würde. Das alles war ihr zu unsicher, zu schrecklich und zu bedrückend.

Aber sie konnte nicht aus dem Haus. Nicht so, wie sie aussah.

Tagsüber verwandelte sich ihr Gesicht in einen häßlichen, gelblich schimmernden Skelettschädel, eine Erinnerung an den gefährlichen Magier Abandur, der versucht hatte, sie wieder in den Kreis der Hexen aufzunehmen, damit sie dem Teufel dienen konnte.

Das war nicht gelungen. John Sinclair und seine Freunde hatten es geschafft, sie wieder zurück in die normale Welt zu holen, doch zu welch einem Preis.

Abandurs Fluch hatte sie fürchterlich getroffen. Tagsüber mit einem Skelettschädel versehen, nur in der Nacht oder bei Dunkelheit bekam sie ihr normales Gesicht zurück. Da konnte sie sich dann unter die Leute trauen.

Jane hatte ungeheuer unter diesem Fluch gelitten und litt noch immer sehr stark. Besonders an Tagen, wo Lady Sarah unterwegs war und sie nicht ablenken konnte.

Auch an diesem Tag war sie gegangen. Sie hatte sich nur die Videothek ansehen wollen, um dort auch John Sinclair zu treffen.

Eigentlich hätte sie längst zurücksein müssen, aber sie war nicht gekommen.

Jane hatte sich auch nicht getraut, anzurufen. Es sollte nicht so aussehen, als würde sie Sarah Goldwyn hinterherspionieren, doch gegen siebzehn Uhr hielt sie es nicht mehr aus.

Es dämmerte bereits, und Jane spürte, daß die Verwandlung in den normalen Menschen dicht bevorstand. Auf ihrem Gesicht lag ein Ziehen, als hätten unsichtbare Hände an ihre Knochen gefaßt und sich gleichzeitig noch darunter geschoben.

Jane taumelte durch ihr Zimmer und ließ sich in einen Sessel fallen. Sie preßte den Kopf zurück, schloß die Augen. Eine Geste, die sie jeden Abend durchführte.

Das Ziehen im Gesicht verstärkte sich. Der Schmerz wurde schlimmer. Etwas drückte von innen nach außen, um Altes zu entfernen und Neues entstehen zu lassen.

Das Gesicht schälte sich hervor. Die Haut wuchs glatt und sauber über die Knochen. Nicht eine Falte zeigte sich. Es war so, als würde die Haut jeden Tag erneuert.

Auf diese Schönheitsoperation hätte Jane gern verzichtet. Sie hob die Arme an und fuhr mit beiden Handflächen über das Gesicht.

Jede Einzelheit konnte sie fühlen. Da waren keine Knochen mehr

vorhanden, eine glatte, straffe und gleichzeitig geschmeidige Haut bildete das Gesicht, das sie schon immer gehabt hatte.

Jane stand auf.

Sie atmete tief durch. Eine Gefühl der Befreiung durchströmte sie.

Die Zeit der Depression war vergessen. Sie kannte diesen Zustand, weil sie ihn nach jeder Verwandlung so erlebte.

Wehe aber, der Morgen graute, dann kehrte der Schrecken wieder zurück, und das wurde schlimm.

Natürlich hatte sie nicht vergessen, um was es ging. Die Sorge um Lady Sarah war noch größer geworden, aber Jane fühlte sich jetzt besser, weil sie mit dem normalen Gesicht etwas unternehmen konnte, ohne in der Öffentlichkeit aufzufallen.

Zunächst griff sie zum Telefonhörer, um beim Yard anzurufen.

John Sinclair bekam sie nicht an den Apparat, dafür Glenda Perkins, deren Feierabend kurz bevorstand.

»Ich bin es, Jane.«

»Grüß dich. Wie geht es dir?«

»Jetzt besser.«

Die beiden Frauen hatten mittlerweile Frieden geschlossen. Früher hatten sie sich überhaupt nicht verstanden, sie waren sogar Feindinnen gewesen, doch die anderen, großen Dinge hatten sie ihre Rivalität vergessen lassen.

»Du möchtest John sprechen, nicht?«

»Ja.«

»Der ist nicht da, Jane.«

»Wo steckt er denn?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen.«

Jane schoß das Blut in den Kopf. »Oder willst du es nicht, Glenda? Ehrlich.«

»Er wollte zu dieser Videothek.«

»Wie auch Lady Sarah.«

»Vielleicht.«

»Aber beide sind noch nicht zurück.«

Glenda war nach dieser Antwort etwas schockiert. »Noch immer nicht?« hauchte sie. »Bei John hätte ich dafür Verständnis, aber bei Sarah Goldwyn…« Ihre Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Da wird doch nichts passiert sein, Jane?«

»Das hoffe ich nicht. Was könnte es denn gegeben haben?«

»Keine Ahnung, ehrlich.«

»Du bist also nicht eingeweiht worden?«

»Nein, Jane. Ich weiß nur, daß John zu dieser Videothek fahren wollte, das ist alles.«

»Dann bedanke ich mich.«

»Was willst du denn tun?«

»Ich möchte ebenfalls hin, aber zuvor könnte mir Suko vielleicht eine Antwort…«

»Der ist mit Sir James weg, Jane.«

»Heute geht auch alles schief. Trotzdem, vielen Dank, Glenda.«

»Halt, leg noch nicht auf. Soll ich nicht auch mitkommen?«

»Nein, das möchte ich allein machen. Ich sage dir aber Bescheid, wenn ich beide gefunden habe.«

»Das wäre nett.«

Jane Collins legte auf und schaute nachdenklich gegen die Wand.

John und Lady Sarah waren verschwunden. Beide hatten sich Sandras Höllenparadies anschauen wollen. Dann waren beide möglicherweise auch in Gefahr geraten.

Obwohl dies für Jane keine angenehme Vorstellung war, breitete sich in ihrem Innern ein gewisses Prickeln aus. Sie spürte plötzlich die Spannung, die einfach da war. Endlich konnte sie etwas unternehmen und brauchte nicht im Zimmer hocken zu bleiben. Sie sah wieder normal aus. Keinem würde auffallen, was mit ihr tatsächlich los war.

Draußen war es noch immer viel zu warm. Jane zog deshalb nur einen dünnen Mantel an, als sie das Haus verließ. Zum Ziel wollte sie sich mit einem Taxi bringen lassen.

Ein Wagen war schnell gefunden. Sie stieg in den Fond und gab die Zieladresse an.

»Da werden wir uns durchwühlen müssen, Madam.«

»Versuchen Sie es.«

»Haben Sie es sehr eilig?«

»Das schon.«

»Dann hätten Sie einen Hubschrauber nehmen müssen.« Das sagte der Fahrer, als sie zum ersten Stau aufschlossen.

»Witzbold.«

»Nur so kann man im Londoner Verkehr seine Nerven bewahren«, erwiderte er. Der Mann war ein Profi, der sich in London ausgezeichnet auskannte und auch die dementsprechenden Abkürzungen wußte.

Je mehr Zeit verfloß, um so nervöser wurde Jane Collins. Als sie wieder in einen Stau gerieten, zahlte sie und verließ den Wagen.

Den Rest konnte sie auch zu Fuß gehen.

Die große Überraschung packte Jane, als sie vor der Videothek stehenblieb.

Der Laden war geschlossen.

Nicht auf normale Art und Weise wie nach Feierabend üblich, nein, jemand hatte den Eingang regelrecht verrammelt. Quergenagelte Bretter hinderten jeden daran, das Geschäft zu betreten.

Ein junger Mann sprach Jane an. »Wollen Sie rein?«

»Das hatte ich eigentlich vorgehabt.«

»Ist nicht drin. Da haben die Bullen zugeschlagen.«
»Die Bullen?«
»Ja.«
Jane schaute den jungen Mann an. Er trug Turnschuhe und schwarze Jeans. Über den weißen Pullover hatte er eine dünne Jacke aus blauem Stoff gestreift. Sein helles Haar war zu einer Igelfrisur geschnitten.
»Wissen Sie denn, was hier vorgefallen ist?«
Der Junge hob die Schultern. »Es hat wohl Putz gegeben.«
»Eine Schlägerei?«
»Nein.«
»Was dann?«
»Weiß ich auch nicht. Das war alles so komisch. Jedenfalls habe ich mit Leuten gesprochen, die zugeschaut haben. Sie konnten mir auch nicht viel sagen. Die Bullen haben den Eingang abgesperrt und keinen hineingelassen. Gerade heute wollte ich mir ein paar heiße Streifen holen. Scheiß auch.« Er hob die Schultern und ging weg.
Jane zögerte einen Augenblick, dann lief sie ihm nach und legte eine Hand auf seine Schultern.
»Was ist denn?«
»Ich muß da rein!«
»Ha, ha.« Der Knabe lachte ihr ins Gesicht. »Das meinst du doch nicht im Ernst?«
»Doch.«
»Was meinst du, was geschieht, wenn du die Bretter vom Eingang wegreißt.«
»Klar, so geht das nicht. Kennst du dich hier in der Ecke aus?«
»Ich wohne hier.«
»Dann kannst du mir auch sagen, ob es in der Videothek einen Hintereingang gibt.«
Der Knabe staunte Jane an. »Ach nee, so ist das? Kleiner Einbruch, wie? Auf welche Kassetten bist du denn scharf? Porno oder…«
»Rede keinen Mist, es geht um andere Dinge.«
»Um welche denn?«
Jane hatte natürlich nicht vor, dem Knaben ihren Plan zu erläutern. »Das ist etwas Persönliches.«
»Geh hinten rum.«
»Wie?«
»Durch den Flur im Nebenhaus, da kommst du an die Rückseite.«
Jetzt grinste er. »Aber laß mir noch ein paar heiße Spiele da – okay?«
Jane lächelte. »Komm morgen wieder, Junge.«
»Mach' ich doch glatt.« Er verschwand im Gewühl. Jane hoffte nur, keinen Fehler gemacht zu haben. Sie suchte nach einem Hauseingang. Es standen zwei zur Verfügung. Einer links, der andere rechts.

Sie nahm den rechten, weil dessen Tür geöffnet wurde und eine Frau das Haus verließ.

Jane huschte an ihr vorbei und stand im Flur, wo sie einen Mann sah, der auf eine Leiter geklettert war und die Decke strich. Er trug die helle Kleidung eines Anstreichers.

Jane drückte sich an der Leiter vorbei. Der Maler schaute ihr nicht einmal nach, als sie den Flur durchlief und die Hoftür erreichte. Sie war nicht abgeschlossen.

Jane öffnete sie vorsichtig und schaute auf das graue Geviert. Licht brannte zwar, allerdings zu weit entfernt.

Der Boden sah aus wie eine erstarrte, graue Wasserfläche.

Schlaglöcher wechselten sich mit dem normalen Niveau ab. Gegenüber ragte eine graue Hausfassade hoch, an der das Dach zu einem Atelierfenster ausgebaut worden war.

Dahinter schimmerte Licht. Jane sah zwei Frauen in Höhe des Fensters stehen. Sie hielten Gläser in den Händen und prosteten sich zu.

Um ihr Ziel zu erreichen, mußte sich Jane nach links wenden. Es existierte glücklicherweise keine trennende Mauer, sie erreichte im Schatten der Hauswand die schmale Hintertür.

Aus den Fenstern der oberen Etagen drang der Lichtschein nicht bis zum Boden. Er verlor sich irgendwo über ihr. Jane schaute sich das Schloß der Tür genau an.

Sie war keine Einbrecherin, und ohne Werkzeug hätte sie es nicht aufbekommen.

Zweimal versuchte sie es noch mit dem Klinkendruck, ohne Erfolg. Dafür interessierte sie sich für das Fenster neben der Tür. Die Scheibe bestand aus einem undurchsichtigen Glas, das zusätzlich noch einen blinden Schimmer aufwies.

Das Fenster einzuschlagen, war zwar nicht Janes Art, doch wenn es keine andere Möglichkeit mehr gab, mußte sie zu diesem Mittel greifen.

»Pech gehabt, wie?«

Jane fuhr herum, als sie die Stimme hörte.

Der blonde Junge stand vor ihr. »Du mußt ja einen Druck haben, daß du unbedingt in den Laden hineinwillst. Was ist denn los?« Er bückte sich und peilte das Schloß an. »Abgeschlossen, nicht?«

»Ja.«

Er richtete sich wieder auf. Selbst im Dunkeln sah Jane das bestimmte Lächeln auf seinen Mund. »Ich könnte das Ding aufkriegen.«

»Und dann?«

Er hob die Schultern. »Alles weitere ist deine Sache. Du wolltest doch rein…«

»Das schon. Nur möchte ich nicht, daß mich jemand begleitet.«
Der Junge lachte kichernd. »Hör zu, du Braut oder wer immer du sein magst. Ich bin Mickey, und ich habe hier einen guten Ruf. Ich lege niemanden rein.«
»Es könnte gefährlich werden.«
»Für uns?« Mickey deutete auf seine Brust.
»Ja.«
»Unsinn. So etwas schaukeln wir schon. Der Laden ist leer, oder meinst du nicht?«
»Ich hoffe es.«
»Was willst du dort eigentlich rausholen? Kies? Willst du an die Kasse gehen?«
»Quatsch. Ich hole nichts raus. Ich möchte mich nur einmal umsehen, das ist alles.«
»Aber du suchst was?«
»Kann sein.«
Mickey schaute Jane an. »Aus dir werde ich nicht schlau, ehrlich.«
Er schlug gegen seine Stirn. »Eigentlich bin ich ja saublöde, daß ich mich entschlossen habe, dir zu helfen. Aber ich bin nun mal so. Mickey, der Menschenfreund, verstehst du?«
»Ich werde dich am Abend mit in meine Gebete einschließen«, versprach ihm Jane.
»Darauf kann ich verzichten. Wie heißt du eigentlich?«
»Jane.«
»Heißer Name.«
»Wieso?«
Er winkte ab und griff mit der anderen Hand in seine Jackentasche. »Nur so. Jetzt reiß mal deine Blauaugen auf und halte mir den Rücken frei. Abgemacht?«
»Sicher.«
Jane ließ Mickey den Vortritt, der sich bückte und mit seinem primitiven Einbrecher-Besteck am Schloß herumfummelte. »So was muß man einfach bei sich haben. Es geschieht oft genug, daß mir mein Alter die Tür vor der Nase zuhämmert und abschließt. Dann säuft er sich voll und tyrannisiert die Familie. Ich kann ja nicht immer die Bullen rufen. Deshalb habe ich mir dieses Ding hier zugelegt. Klasse, nicht?«
»Bestimmt.«
Mickey pfiff leise vor sich hin. Er wollte die Nervosität unterdrücken. Dann fluchte er, weil sein Werkzeug hakte. Er ging behutsamer vor. Nach zwei Minuten und einigen vergossenen Schweißtropfen hatte er es endlich geschafft.
»Der Weg ist frei!« Er richtete sich auf und lachte Jane an. »Du kannst rein.«

Sie ging noch nicht und schaute den jungen Burschen an. »Willst du dir selbst einen Gefallen tun?«

»Und welchen?«

»Bleib draußen.«

Er lachte. »Nein. Du hast mich neugierig gemacht. Jetzt will ich auch sehen, wie der Hase läuft. Darauf kannst du dich verlassen. Wir bringen gemeinsam alles in die Reihe.«

»Mickey, es ist gefährlich.«

Er kam näher. »Jetzt redest du wie ein Bulle.«

»Vielleicht bin ich auch einer.«

Mickey legte eine kurze Pause ein, die er brauchte, um Jane anzuschauen. »Nein«, sagte er, »nein, du bist kein Bulle. Die sehen anders aus.« Er deutete gegen seine Nase. »Die kann man riechen, verstehst du? Riechen kann man die.«

»Bitte!« Mickey streckte den rechten Arm zu einer einladenden Geste. »Du kannst gehen.«

»Was ist mit dir?«

Mickey ließ sein Werkzeug verschwinden. »Ich weiß es noch nicht. Mal sehen.«

»Bleib hier, bitte.«

Jane hatte in einem so veränderten Tonfall gesprochen, daß der Junge aufmerksam wurde. »Mal sehen«, sagte er und schaute zu, wie Jane das Haus betrat.

Sie gelangte in einen dunklen Flur. Sicherheitshalber hatte sie eine kleine Taschenlampe mitgenommen, die in der Manteltasche steckte. Der Lichtkegel fiel in den Gang, in dem einige Holzkisten neben Mülleimern standen.

Das Haus beherbergte natürlich nicht allein die Videothek. Auch andere Parteien lebten in den einzelnen Etagen. Jane fand eine Treppe und hörte auch von oben Stimmen.

Der Ladeneingang aber befand sich woanders. Sie schritt wieder zurück und hörte einen leisen Pfiff.

Mickey war ihr gefolgt. Er stand im Haus und hob die Hand vor die Augen, weil ihn der plötzliche Strahl blendete. »He, nicht so stürmisch«, beschwerte er sich.

Jane ließ die Hand sinken. »Was hast du eigentlich hier zu suchen? Ich sagte dir doch…«

»Reine Neugierde, Süße.«

»Die paßt mir nicht.«

»Okay, du suchst die Tür, nicht?«

»Ja.«

»Die habe ich gefunden. Komm her.«

Wohl oder übel mußte Jane Collins mit dem jungen Mann gemeinsame Sache machen, was ihr überhaupt nicht gefiel. Mickey

lehnte in einer Nische. Als Jane vor ihm stand, trat er zur Seite, und der Lichtkegel fiel auf eine Tür.

»Na, was ist das wohl?«

»Der Eingang.«

»Sehr richtig.« Mickey hob einen Finger. »Und er ist offen. Die Hintertür zum Höllenparadies.« Er drückte auf die Klinke, die Tür schwang nach innen, und dieses Schwingen wurde von einem schauerlichen Quietschen begleitet, was Jane Schauer über den Rücken trieb. Wenn sich in dem Raum dahinter jemand aufhielt, war er gewarnt.

Die Befürchtung war grundlos. Sie betraten ein Büro, in dem sie keinen Menschen fanden.

Nur einen Schreibtisch und einen leeren Stuhl dahinter. Auf dem Schreibtisch lagen keinerlei Papiere, nur einige Kassettenhüllen stapelten sich neben dem grünen Telefon.

Mickey stand schon an der zweiten Tür, wollte sie öffnen, doch Jane hielt ihn zurück. »Das ist mein Job«, sagte sie scharf.

»Wieso?«

»Keine Widerrede jetzt!«

»Na ja, geh vor. Ich bin ja Kavalier.« Mickey lachte. Er drückte sich tatsächlich zurück.

Mit gemischten Gefühlen betrat Jane den Raum. Sie rechnete damit, in der eigentlichen Videothek zu stehen, das stellte sich als falsch heraus.

Als sie den Lampenstrahl wandern ließ, bekam sie große Augen, denn sie sah sich in einem Kinosaal um.

Eine weiße Wand, Stuhlreihen, auch einen Fernseher entdeckte sie und einen Rekorder.

Der Saal war völlig normal, und doch wurde Jane stark irritiert.

Wie zu Eis erstarrt, blieb sie stehen.

Das merkte auch Mickey, der sich an der Tür aufhielt. »Verdammt, was ist mit dir los?«

»Sei ruhig, bitte.« Jane Collins wollte sich einfach konzentrieren, um herauszufinden, was sie so störte.

Sie war einmal eine Hexe gewesen, der man sogar das Herz aus dem Leib gerissen hatte. Durch eine waghalsige Operation war es gelungen, Jane ein Kunstherz einzupflanzen. Sie war auch von ihrem Hexendasein erlöst worden, ohne allerdings wieder ihrem eigentlichen Beruf, dem einer Privatdetektivin nachzugehen. Statt dessen lebte sie bei Sarah Goldwyn und mußte sich wegen ihres zweiten schlimmen Schicksals tagsüber versteckt halten.

Gegen das Dasein als Hexe hatte sich Jane eigentlich nie richtig wehren können, und es war auch noch tief in ihrem Innern oder in der Seele ein Rest zurückgeblieben.

Ein Rest von alter Hexenkraft, der normalerweise nicht zu Tage trat, aber in bestimmten Situationen noch von ihr eingesetzt werden konnte.

Diese Kraft wirkte auch gleichzeitig als Signalgeber. Und das merkte sie hier.

Jane stand jetzt vor der weißen Wand und spürte, daß mit dieser hellen Fläche etwas nicht stimmte. Sie starrte darauf, ihre Augen wirkten wie Sensoren, innerlich war sie total angespannt.

Etwas strahlte von der Wand ab.

Es war für sie nicht faß- oder greifbar, störte Jane jedoch stark.

Sie mochte es nicht, es war feindlich.

Jane wollte auf Nummer sicher gehen, wandte sich um und schaute in die Richtung, wo Mickey stand.

Das Gefühl verschwand.

Mickey fühlte sich angemacht, er wollte schon etwas sagen, sein Mund aber blieb offen, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte. Instinktiv spürte er, daß er Jane Collins jetzt nicht stören durfte.

Sie nahm wieder die alte Haltung ein. Sofort war das Gefühl wieder vorhanden.

Die Wand war nicht normal, obwohl sie so aussah. Sie gab ein Fluidum ab, das Jane mit dem Ausdruck Gefahr umschrieb.

Irgend etwas mußte sich davor, darin oder dahinter befinden. Die ehemalige Detektivin trat näher an die weiße, viereckige Fläche heran. Sichtbar erkannte sie kein Zeichen einer drohenden Gefahr. Die weiße Farbe blieb ruhig. Sie zirkulierte nicht, sie zitterte und bewegte sich nicht. Es kostete Jane Überwindung, den Arm auszustrecken und die Fläche zu berühren. Möglicherweise konnte sie etwas ertasten, würde ein Strom von der Wand her in sie hineinrinnen und sie ausfüllen. Ein Strom, der gleichzeitig einer Botschaft glich.

Der Kontakt war da. Jane hatte die Hand gespreizt. Mit den Fingerkuppen berührte sie den Stein, dann bewegte sie die Hand weiter und ließ die Spitze über die Wand gleiten.

Es tat sich nichts.

Das wiederum gefiel Jane Collins überhaupt nicht, weil sie jetzt genau wußte, daß mit der Wand etwas nicht stimmte. Sie nahm die andere Hand zu Hilfe und legte sie ebenfalls gespreizt gegen die weiße Wand. In dieser Haltung blieb sie stehen.

In ihrem Rücken vernahm sie ein scharfes Atem. Es war Mickey, der mit der neuen Situation nicht fertig wurde. »He, was machst du denn da? Willst du was beschwören?«

Er kam näher, Jane hörte seine Schritte lauter werden. Ohne zurückzublicken forderte sie ihn auf, nicht mehr weiter zu gehen.

»Okay, okay.« Er blieb tatsächlich stehen. »Aber ich kann doch erfahren, was du da tust.«

»Ich konzentriere mich.«
»Auf was denn?«
»Bitte sei ruhig.«
Mickey dachte nicht daran. Er lachte laut. »Okay, mach du deinen Kram, ich schaue mich mal woanders um.« Er hatte die zweite Tür entdeckt, die in den Verkaufsraum führte, und darin verschwand er auch.
»Wenn es eben geht, dann bleib auch dort!« rief Jane Collins ihm noch nach.
»Na sicher. Ich hole mir ein paar Streifen.«
Jane paßte es überhaupt nicht, daß sie einen Begleiter hatte. Aber was sollte sie machen? Er hatte ihr schließlich ermöglicht, ohne große Schwierigkeiten in das Haus zu gelangen.
Sie konzentrierte sich wieder auf die weiße, so völlig harmlos aussehende Fläche. Sosehr sie auch versuchte, ihr das Geheimnis zu entlocken, es war einfach nicht möglich.
Nicht durch Tasten, nicht durch Konzentration.
Jane ging nur davon aus, daß die Wand gefüllt sein mußte. Gefüllt mit einer Magie, die nicht gerade zu den positiven zählte, so wie bei John Sinclair.
Da lauerte etwas Böses…
Jane Collins schloß die Augen. So konnte sie sich noch stärker auf die Fläche konzentrieren. Obwohl sie es nicht gern tat und sich so oft wie möglich dagegen wehrte, wünschte sie sich in diesem Augenblick ihre Hexenkräfte zurück.
Jane wollte einfach, daß sie kamen. Aus dem Innersten hervorquollen, an die Oberfläche gelangten und ihr sagten, was sich in der Wand tat. Ein Außenstehender hätte nur den Kopf schütteln können, wenn er Jane so stehen sah.
Sie war völlig versunken, es gab die normale Welt nicht mehr für sie, allein die Wand war wichtig.
Etwas stieg in ihr hoch. Es war wie eine Flamme. Sie spürte die erwachende Kraft und auch das Gegenteil von dem, das in ihr hochwallte. Die Wand hatte sich verändert.
Von ihr ging eine Kälte ab, die Jane schon als eisig empfand. Zuerst berührte sie ihre Fingerkuppen, dann fand sie ihren Weg durch die Hände in die Arme hinein und wanderte dort höher.
Kälte und Wärme – Feuer und Eis!
In ihrem Innern tobten die beiden Kräfte so stark, daß Jane praktisch gezwungen war, die Augen zu öffnen.
Sie sah die Wand – und sie sah das Auge!

***

Vor Überraschung hätte sie fast einen Schrei ausgestoßen. Im letzten

Augenblick gelang es ihr, ihn zu verschlucken, so saugte sie nur den Atem tief ein und behielt die Augen so weit offen, daß sie schon einen starren Blick bekamen.

Das Auge zeichnete sich sehr deutlich ab. Ob direkt in oder auf der Wand, das konnte sie nicht erkennen. Jedenfalls war es vorhanden, sogar in der Farbe, wie Jane sie kannte.

Das tiefe Blau der Pupille und das wesentlich hellere des Randes oder der Brauen zeigte zwei Bögen, die sich von verschiedenen Seiten her trafen.

Jane war klar, daß sie eine bestimmte Magie geweckt hatte. Nur konnte sie mit diesem Wissen momentan nichts anfangen. Sie stand nach wie vor starr an der weißen Wand, berührte sie und spürte die Ströme, die über ihre Hände glitten.

Dann sah sie doch etwas!

Zuerst hatte sie an eine Täuschung geglaubt, bis ihr klar wurde, daß sich tief in der Pupille etwas abzeichnete.

Dort bewegten sich Figuren!

Figuren? Nein, es waren Menschen. Jane erkannte deutlich die Bewegungen, mit denen sie auf- und abschritten, die aber nicht marionettenhaft waren, sondern fließend.

Menschen im Auge!

Waren das…?

Jetzt löste sich doch ein stöhnender Laut aus ihrem Mund, denn sie hatte die Menschen erkannt.

Lady Sarah und John Sinclair. Und vor ihnen stand eine Frau, die ein grünes Kleid trug.

Das mußte Sandra, die Besitzerin der Videothek, sein. Sie befanden sich innerhalb der Pupille wie auf einer Bühne. Nur wußte Jane Collins, daß dies kein Spiel war.

Und wenn, dann konnte es für John Sinclair und Lady Sarah Goldwyn tödlich ausgehen…

***

Tödlich konnte es aber auch für Suko und Sir James werden, denn der Killer hing ihnen im Nacken!

Noch stand der Wagen nicht. Es würde Sekunden dauern, bis Suko ihn abgestoppt hatte.

»Raus!« schrie er Sir James zu, als sein Fuß das Pedal der Bremse festnagelte. »Los, raus!«

Der Wagen schlingerte auf der nassen Fahrbahn. Es war einfach zuviel Wasser darauf.

Sir James öffnete die Tür und wollte den Gurt lösen, als Willy zupackte.

Seine verfluchte Klauenhand fand den Weg zum Hals des

Superintendenten sehr schnell. Es war ein gnadenloser Griff. Die Hand drückte sich wie eine Schlange um die rechte Seite der Kopfstütze herum. Die langen Nägel kratzten über den Hals, als wollten sie hineinstechen. Da löste sich der Gurt.

Während er am Körper des Mannes hochglitt, hatte auch Suko die Gefahr bemerkt.

Willy, der Killer, mußte noch etwas nachgreifen. Als er wieder zufassen wollte, war Suko schneller, bekam das Gelenk zu fassen und drehte es herum.

Willy schrie nicht, es knackte nur, und die Hand glitt wieder weg.

Die erste Gefahr war für Sir James auch gebannt. Zum Glück blieb der Wagen stehen. Er rutschte noch etwas nach, denn stellte er sich quer, mit der Kühlerschnauze zum Graben hin.

Sir James wußte, was die Stunde geschlagen hatte und das er keine Sekunde länger zögern durfte. Er rammte die Tür so hart und weit auf, daß sie wieder zurückschwang – gegen seine Knie. Beim Aussteigen verlor er den Hut. Er tickte auf den Rand, rollte weiter und blieb im Graben liegen.

Sir James stolperte hinter ihm her. Er selbst rutschte nicht in den Graben. Kurz davor stoppte er und drehte sich um. Der Kampf war eine Sache zwischen Suko und Willy.

Beide befanden sich noch im Rover.

Suko hatte ebenfalls die Gelegenheit bekommen, den Sicherheitsgurt zu lösen. So konnte er sich bewegen. Zudem machte er sich nichts vor. Der Kampf zwischen ihm und Willy würde eine Sache auf Leben und Tod werden. Nur einer konnte überleben.

Und Willy wollte killen.

Diesmal schlug er mit beiden Händen zu. Sie waren mit zehn langen Krallen besetzt, und sie schwangen über die Sitzlehne hinweg, um den Nacken des Chinesen zu treffen.

Suko warf sich nach vorn und gleichzeitig nach links auf den leeren Beifahrersitz.

Willy hätte es geschafft. So aber hackten seine Krallen in das Polster der Rückenlehne. Sie fetzten es regelrecht auf. Die Füllung quoll hervor, und die hakenartigen Nägel blieben beim Zurückziehen der Hände noch hängen.

Wütend schrie Willy auf, weil es ihm beim ersten Versuch nicht gelungen war, Suko zu töten.

Der zweite Versuch gelang auch nicht besser. Da war Suko nämlich noch schneller gewesen und hatte sein Bein anwinkeln können, bevor er zutrat.

Er fand genau die Lücke zwischen den Sitzen – und Willys Gesicht.

Dem harten Tritt hatte der Killer nichts entgegenzusetzen. Er wurde bis in den Fond geschleudert, rollte sich auf der Rückbank zusammen

und hob gleichzeitig die Beine an, ohne jedoch einen weiteren Angriff gegen Suko zu starten.

Der nutzte die Chance, rammte die Tür auf und rollte sich nach draußen. Er fiel in eine ziemlich tiefe Pfütze, die sich in einer Mulde gebildet hatte, schüttelte das Wasser aus seinem Gesicht und den Haaren, als er wieder hochkam und lief um die Kühlerhaube herum.

An deren linker Seite blieb er stehen.

»Sind Sie unverletzt?« rief Sir James, vor dem Graben stehend, Suko zu.

»Ja, aber gehen Sie lieber in Deckung, Sir.«

»Ich bleibe!« erwiderte der Superintendent und wischte zum wiederholten Male über seine Brillengläser, ohne jedoch das Wasser wegwischen zu können, weil der Regen ständig nachrann.

Willy blieb zunächst im Rover. Das gab Suko Gelegenheit, seine Beretta zu ziehen. Er wußte nicht, ob der Killer zu seinen verdammt langen Fingernägeln noch eine weitere Waffe bei sich trug. Wenn ja, wollte Suko darauf eingestellt sein.

Suko rechnete damit, daß der zehnfache Mörder den Wagen auf dem normalen Wege verlassen würde. Er hatte sich getäuscht. Willy, der einfach nicht totzukriegen war, schlängelte sich durch die Öffnung des zerstörten Heckfensters und geriet auf die Kofferraumhaube. Dort duckte er sich, drehte sich dabei und schlängelte sich hoch, wobei er auf der Haube stehenblieb und über das Dach hinwegschaute.

Suko war einen Schritt nur zurückgetreten. Mit den Hacken stand er schon am Rand der Straße. Dahinter lag der Graben. Der Inspektor ließ den Killer in die Mündung der Waffe schauen.

»Es reicht, Willy! Du hast genug getötet! Komm runter!«

»Dann hol mich!«

»Wohin willst du die Kugel haben?«

Willy lachte. Er stand, wie auch Sir James und Suko, im Regen.

Während des Lachens verzog sich sein Gesicht zu einer Fratze, die Ähnlichkeit mit einer Gummimaske aufwies. In der unteren Hälfte wies sie ein großes Loch auf, Willys Mund.

»Kugel!« schrie der Mörder plötzlich, hob die Arme und kreuzte sie oberhalb der Handgelenke. Er hielt die Finger mit den langen Nägeln vor sein Gesicht. »Ich pfeife auf deine verdammten Kugeln. Du kannst schießen. Ja, schieß nur. Mir machen Kugeln nichts. Ich habe lange Zeit in einer anderen Welt verbracht! Ich bin unsterblich geworden. Hast du gehört? Unsterblich! Das Auge schützt mich. Es wird mich vor deinen Kugeln bewahren.«

»Tatsächlich?«

»Ja!« brüllte er hinaus und hüpfte gleichzeitig in die Höhe. Suko hatte angenommen, daß er über das Dach hinwegspringen würde, er täuschte sich. Willy sprang auf das Dach des Rover, trat einen Schritt

nach vorn, so daß er fast den oberen Rand der Frontscheibe erreicht hatte.

Diesmal breitete er die Arme aus. »Jetzt kannst du schießen! Los, jage die Kugel in den Körper eines Toten! Vielleicht kannst du ihn noch mal killen!«

Suko hielt die Beretta zwar in der Hand, aber Willy war waffenlos, sah man von seinen langen Nägeln ab. Er stand auf dem Dach und deutete wieder gegen sich. Das Regenwasser strömte auf ihn nieder wie aus Brausetassen.

»Werden Sie schießen?« rief Sir James.

Suko schaute ihn an. Der Superintendent sah aus wie eine aufgeweichte Vogelscheuche. Er bot ein Bild des Jammers oder eines zum Lachen, das den Ernst der Lage nicht wiedergab.

»Ich hole ihn mir«, sagte Suko. »Ich will einiges von ihm wissen. Er muß uns sagen, was geschehen ist. Ich will das Geheimnis des Auges lösen. Nicht wahr, Willy? Du kennst dich doch aus. Du weißt, was im Auge steckt, zum Henker.«

Willy bewegte die Hände kreisförmig. Die Haare lagen angeklatscht auf seinem Kopf. Mal öffnete er den Mund, dann schloß er ihn wieder hastig.

Und Suko sprang.

Aus dem Stand erreichte er die Motorhaube. Damit hatte Willy nicht gerechnet. Als er die Arme vorstieß, war der Inspektor schneller und tauchte unter den Händen hinweg. Sein Rundschlag säbelte Willy vom Autodach.

Er prallte neben der offenen Fahrertür zu Boden, rollte sich herum und kam sofort wieder hoch.

Da war Suko über ihm. Wie ein großer Vogel, so sprang er auf ihn nieder. Er schleuderte Willy zur Seite, ein Fußtritt hebelte ihn noch hoch, dann drehte ihm Suko einen Arm auf den Rücken und riß ihn gleichzeitig herum.

Es war der berühmte Polizeigriff, in dem Willy steckte. Suko drückte ihm noch ein Knie in den Rücken, als der Killer sich vorbeugte. Das war genau die Haltung, um ihm Handschellen anlegen zu können.

Der Widerstand des Mörders erlahmte. Suko hatte die richtige Methode gefunden, aber Willy war raffiniert. Er schaffte es tatsächlich, den Inspektor zu täuschen.

Schmerzen spürte er nicht, und er handelte auch sofort. Er drehte sich zur Seite – und war frei.

Suko hatte noch nie erlebt, daß sich jemand aus einem Polizeigriff befreite. Willy war eben anders. Er wich gleichzeitig zurück, stand vor Suko, der die Handschellen schon festhielt, aber nicht mehr dazu kam, sie dem Killer anzulegen.

Willy griff wieder an.

Die rechte Hand katapultierte er vor. Lange Finger wollten Suko durchbohren, der auswich und von der Seite zuschlug. Willy knickte ein. Suko fing ihn ab, hob ihn an und hörte sein Lachen, als er Willy quer über die Straße schleuderte und in den Graben warf.

Er hetzte auch sofort hinterher, sah Sir James kurz an, der nicht wußte, was er tun sollte. Wie ein Schlammgespenst erhob sich der Killer aus dem Straßengraben.

Suko wartete ab.

Willy schüttelte sich. »Wie willst du mich denn killen?« schrie er. »Los, schieß!«

»Komm her!«

Willy stieg aus dem Graben. Von seinen langen Fingernägeln rannen Wasser und Schlamm. Auch sein Gesicht war verdreckt. Der Regen spülte den Schmutz allmählich ab.

Diesen Kerl mußte man einfach einfangen. Am besten mit einem Lasso oder Netz, dachte Suko und schaute zu, wie Willy die Finger bewegte. »Damit spieße ich dich auf!« versprach er. »Du bist nicht stark genug, um mich zerstören zu können. Niemand ist stark genug, hast du verstanden? Niemand!«

»Mal sehen!«

»Suko, da kommt ein Wagen!«

Sir James warnte den Inspektor, der in die Richtung schaute, aus der auch sie gekommen waren.

Tatsächlich rollte ein Auto durch die niederfallenden Regenschleier. Seine beiden Scheinwerfer schienen im Wasser zu verschwimmen. In einer Wand aus gischtendem Wasser näherte er sich dem Rover, der schräg auf der nassen Fahrbahn stand.

Willy lachte!

Für ihn waren es neue Opfer. Das ahnte auch Suko. Er wollte den Killer unter Kontrolle halten, es war bereits zu spät. Das Fahrzeug war inzwischen viel näher gekommen.

Ein Hupsignal gellte auf. Die Reifen wühlten durch tiefes Wasser.

Fernlicht blendete und ließ ungezählte Tropfen zu zerplatzenden Brillanten werden.

Dann bremste der Fahrer.

Im gleichen Moment startete Willy.

Suko hatte mit Ähnlichem gerechnet und zugreifen wollen, war aber durch das Fernlicht geblendet worden und konnte den Killer nicht mehr stoppen.

Er erschien im Lichtteppich der Scheinwerfer, hatte die Arme hochgerissen, und der Fahrer des Wagens ahnte nicht, in welch einer Gefahr er sich befand.

Er beging den Fehler und drückte die Tür auf. Es war ein uniformierter Chauffeur, der einige Herrschaften zu dem Treffen hatte

fahren sollen.
»Verschwinden Sie!« brüllte Suko.
Da war Willy schon da! Mit seinen Killerkrallen bekam er den Fahrer zu packen, riß ihn zur Seite und wuchtete ihn rücklings auf die Kühlerhaube.
In diesen Sekunden stand der Killer dicht vor einem nächsten Mord!

***

Sandra wirbelte herum. Sie war längst nicht mehr die alte. Ihr glattes Gesicht zeigte einen Schatten. Zudem war es verzerrt, und in ihren goldfarbenen Pupillen leuchtete ein wilder Glanz.
»Was habt ihr getan?« brüllte sie uns an. »Was habt ihr getan? Los, redet, oder ich…«
»Wir haben nichts getan«, erwiderte ich ruhig.
»Wer sonst?« schrie sie.
»Was ist denn geschehen?« fragte Lady Sarah.
»Die Welt«, flüsterte Sandra. »Meine Welt ist nicht mehr in Ordnung. Etwas stimmt nicht mit der Wand…«
»Mit welcher? Der in der Videothek oder der hier?«
»Es ist ein- und dieselbe«, erklärte Sandra. »Sie ist die Verbindung zwischen Zeit und Raum. Ich spürte, daß sie manipuliert wurde. Jemand befindet sich in meiner Videothek…«
»Dann hole sie her!«
»Sei ruhig, Sinclair, hüte nur deine Zunge. Ich lasse euch vierteilen und zermalmen. Ich hetze euch meine Freunde an den Hals, wenn sich herausstellt, daß ihr zu einem miesen Trick gegriffen habt. Das kann ich euch versprechen.«
»Wir haben nichts getrickst. Was geschehen ist, hast du dir selbst zuzuschreiben. Manchmal nimmt man sich eben zuviel vor, Sandra. Dann entgleiten einem die Dinge…«
»Mir nicht! Ich herrsche hier. Ich habe hier immer geherrscht, schon zu Zeiten, als niemand an dich dachte.«
»Aber die Zeiten haben sich geändert. Das solltest du nie vergessen. Sie sind nicht mehr so wie früher. Atlantis ist vorbei, es ist Legende, meinetwegen auch Geschichte.«
»Ich habe überlebt. Seine Kraft hat überlebt. Das solltest du wissen, Sinclair.«
»Möglich. Nur kann sich die Kraft auch verändert haben, das solltest du nicht vergessen.«
Sandra wollte nicht mehr über den Kontinent reden. Sie konzentrierte sich einzig und allein auf die Wand. Dabei trat sie so nahe an sie heran, als wollte sie ihre Lippen dagegendrücken. Doch sie nahm nur die Hände, um zu ertasten und zu spüren, welch eine fremde oder andere Kraft sich darin verbergen konnte.

Lady Sarah schaute mich an und hob gleichzeitig die Schultern. Auch sie wurde nicht schlau.

»Vielleicht ist es Suko!« hauchte ich ihr zu.

»Meinst du?«

»Kann sein.«

Sandra fuhr herum. Sie duckte sich dabei und zog den Kopf zwischen die Schultern. »Was gibt es da zu reden?« fuhr sie uns an.

»Los, was habt ihr zu bequatschen gehabt?«

»Nichts weiter«, sagte ich.

»Wir machen uns eben auch Gedanken!« fügte Lady Sarah hinzu.

Sandra nickte heftig. »Das könnt ihr auch. Ja, das solltet ihr sogar. Aber macht euch Gedanken über euren Tod, der dicht bevorsteht. Wenn ich nicht herausbekomme, was mit der Wand oder dem Tor geschehen ist, kann ich für nichts garantieren.«

»Steige hinein«, schlug ich vor.

Sie schüttelte den Kopf. »So einfach ist es nicht. Etwas stört mich. Die Magie des atlantischen Auges zeigt sich irritiert. Ich… ich werde es herausfinden.«

Sehr sicher klang mir das nicht. Unsere Spannung wuchs. Sandra konzentrierte sich wieder auf die Wand. Sie hatte uns den Rücken zugedreht, weil sie sich so sicher fühlte. Das konnte sie auch sein, denn mir würde es nicht im Traum einfallen, sie zu überwältigen.

Um hier wegzukommen, brauchten wir einfach ihre Hilfe.

Die Seherin redete mit flüsternden Worten, die intervallweise über ihre Lippen drangen. Was sie sagte, verstand ich nicht. Es handelte sich dabei um eine Sprache, die auf dem alten Kontinent gesprochen wurde. Und wahrscheinlich setzten sich die einzelnen Worte auch zu einer magischen Beschwörungsformel zusammen.

Sandra hatte damit Erfolg. Zudem trugen auch die Bewegungen ihrer Hände dazu bei. Wir vernahmen das schabende Geräusch, als die Handflächen über die Wand glitten, und wir sahen auch, daß sich das Tor veränderte.

Zwar wurde es nicht durchscheinend, aber es hellte sich auf eine gewisse Art und Weise auf, so daß innerhalb der Struktur ein Bild entstehen konnte.

Ich strengte mich an, um das Motiv des Bildes erkennen zu können. Das war zu schwer. Es konnte sich durchaus um eine Gestalt handeln, um einen Menschen.

Der Meinung war auch Lady Sarah. »John, da steht jemand in der Wand, glaub mir.«

»Und wer?«

»Wenn ich das wüßte…«

Sandra unterbrach ihre beschwörenden Worte für einen Moment und drehte den Kopf. »Ihr habt recht, dort ist jemand! Da steckt einer in

der Wand, zum Henker. Und ich werde auch herausfinden, um wen es sich dabei handelt. Darauf könnt ihr euch verlassen!«

Mich wunderte es, daß die magische Wand oder das transzendentale Tor so farblos blieb. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, ein Auge zu sehen, bis mir einfiel, daß wir uns in dem Auge befanden.

Aber hatte sich das Auge nicht auch auf der anderen Seite gezeigt?

»John, jetzt wissen wir mehr«, hauchte Sarah Goldwyn. Sie ging einen kleinen Schritt vor, um besser sehen zu können, denn die Wand oder das Tor zeigte sich durchsichtig.

Wir schauten in ein etwas verschmiert wirkendes Fenster, allerdings bis auf die andere Seite.

Und dort erkannten wir einen uns bekannten Raum.

Es war der kleine Kinosaal hinter der Videothek.

Lady Sarah und mich interessierte die Person, die sich zwischen der ersten Stuhlreihe und der hellen Wand aufhielt.

Es war Jane Collins!

Lady Sarah stieß die Luft scharf aus. »Nicht Suko«, flüsterte sie.

»Es ist Jane. Himmel, die hat den Weg in die Videothek gefunden. Sie muß verrückt sein.« Obwohl Jane Lady Sarah nicht hören konnte, sprach die Horror-Oma zu ihr.

»Geh weg, Kind! Verschwinde. Verlasse die Videothek. Das ist nichts für dich. Sie wird dich umbringen. Sie ist gefährlich…«

Ich achtete weniger auf ihre Worte, weil mich Jane Collins interessierte. Sie hatte vor der Wand stehend eine ähnliche Haltung eingenommen wie Sandra. Auch ihre Hände waren über das Mauerwerk hinweggeglitten, und ich wußte nur zu genau, daß tief in Janes Unterbewußtsein noch Hexenkräfte schlummerten, die sie in bestimmten Situationen auch anwenden konnte. Es waren stets Streßlagen gewesen, wenn dieses zum Ausbruch kam. Oder Momente der höchsten Konzentration.

Wie in diesem Fall.

Ob sich die beiden Frauen gegenseitig anschauen konnten, blieb mir vorerst ein Rätsel. Sandra jedenfalls machte den Anfang. Sie trat zurück und sprach uns an.

»Ihr kennt sie, nicht?«

Ich sah keinen Grund mehr, die Seherin anzulügen. »Ja, sie ist uns gut bekannt.«

»Wer ist sie?«

»Jane Collins!«

»Diesen Namen habe ich noch nie gehört«, gab Sandra zu. »Aber sie muß besondere Fähigkeiten besitzen.«

»Das stimmt.« Diesmal sprach Lady Sarah. »Jane Collins besitzt besondere Fähigkeiten. Sie war einmal eine Hexe, und ein geringer Teil ihrer Kraft ist noch immer vorhanden.«

»So ist das also.«

»Sicher.« Lady Sarah lächelte. »Möglicherweise ist sie in der Lage, uns zu befreien.«

Das hätte sie besser nicht sagen sollen, denn Sandra bekam fast einen Wutanfall. »Euch zu befreien?« schrie sie uns an. »Nein, niemand ist dazu in der Lage, nur ich.« Sie kam vor. »Aber ich will nicht, versteht ihr? Ich will es nicht. Außerdem habt ihr euch dafür entschieden, bei mir zu bleiben, in dieser meiner Welt. Auf der alten Insel, die durch den bleichen Totenkopf bewacht wird. Das alles ist wahr!«

»Irrtum, Sandra!« widersprach ich. »Wir haben uns anders entschlossen. Wir werden die Insel verlassen. Wir werden aus dieser verdammten Zeit aussteigen, ob es dir nun paßt oder nicht. Und du wirst uns daran nicht hindern.«

»O doch, ich werde…« Sie sprang plötzlich zurück, so daß sie außerhalb meiner Reichweite geriet. Wie ein Wirbelwind fuhr sie herum und deutete auf den Höhleneingang. »Schaut hin!« schrie sie.

»Dort findet ihr die Antwort!«

Und die war schlimm genug.

Vor der Höhle hatten sich diejenigen Gestalten versammelt, die sie als Diener ansah und die einmal Menschen gewesen waren, bevor sie in den Bann des Auges und damit ins Pandämonium geraten waren.

Skelette, Ghouls, Zombies, Mutanten, Tiermonstren mit verschiedenen Schädeln.

Sie alle warteten darauf, uns in ihren Reigen einzureihen…

***

Jane Collins sah die Szene so unwahrscheinlich nah. Sie hätte in das Bild hineingreifen können, und trotzdem war es lichtjahreweit von ihr entfernt.

Sie konnte nichts tun!

Plötzlich war Mickey bei ihr. »He«, sagte er und stieß sie an. »Was ist das da?«

»Kann ich dir auch nicht sagen.«

»Du willst es nicht, wie?«

»Vielleicht.«

»Sind da Menschen?«

»Siehst du doch.«

Er schaute sie an, sah das Staunen und gleichzeitig auch das Wissen auf Janes Gesicht. Er brauchte nicht lange zu kombinieren, um die Wahrheit herauszufinden. »Mann, jetzt weiß ich Bescheid. Das sind Freunde von dir. Ja, Freunde. Deshalb bist du in die Videothek gekommen, nicht wahr? Du wolltest sie sehen.« Er fing an zu lachen. »Und ich dachte, du wolltest dir ein paar heiße Streifen besorgen. Bin ich blöde gewesen…«

»Geh weg, Mickey! Das ist nichts für dich. Glaube mir! Du mußt verschwinden.«

»Nein, jetzt bleibe ich!« Er deutete auf die Leinwand. »Verdammt, wie kommt das Bild dahin? Wie ist das möglich? Es läuft kein Film, und vorhin war das Bild auch nicht da. Du… du hast es erzeugt, nicht?«

»Nein, Mickey.«

»Aber wer ist das? Da stecken doch Personen in der Wand. Oder ist das keine Wand?«

»Doch!«

Mickey lachte. »Ich will es sehen, verdammt! Ich will es anfassen können.«

Er lief schon vor, und Jane Collins ahnte die Gefahr. Auf keinen Fall durfte der Junge mit der Magie in Berührung kommen. Jane wußte nicht, wie gefährlich sie war.

»Bleib stehen!«

Er drehte sich um, sah Jane auf sich zukommen, die kurzen Prozeß machte, den Überraschten herumwirbelte und zwischen die Sitzreihen schleuderte, so daß einige Stühle umkippten.

Mickey landete zwischen ihnen. Er räumte zwei Stühle zur Seite und wollte sich hochstemmen.

»Du bleibst da liegen!« fuhr Jane ihn an. »Rühr dich nicht von der Stelle, wenn du noch etwas von deinem Leben haben willst. Klar?«

Mickey schüttelte den Kopf. Ein Zeichen, daß er nicht begriff. Er wollte noch etwas sagen, aber die weiteren Vorgänge raubten ihm den Atem, denn innerhalb der Wand tat sich etwas.

Das Bild geriet in stärkere Bewegungen. Nicht ausgelöst von den drei Personen, sondern von Gestalten, die plötzlich an der rechten Seite erschienen waren.

Auch Jane hatte die unheimlichen Monstren erkannt und wußte, daß es für ihre Freunde jetzt lebensgefährlich wurde…

***

Das war Lady Sarah und mir auch klar. Noch besaßen wir genügend Zeit, um nachdenken zu können, aber die drängten sich bereits durch den Eingang der Höhle.

Skelette hatten die Spitze übernommen. Gerade sie starrte Lady Sarah besonders an. »John, das sind all diejenigen, die auch im Boden der Videothek steckten. Ich kenne sie, ich habe mit ihnen zu tun gehabt, ich…«

»Geh zurück«, sagte ich.

»Wohin denn?«

»Stell dich hinter mich!«

»Gut.«

Sandra lachte, als sie das sah. »Glaubst du wirklich, daß du so noch eine Chance hättest?« höhnte sie.

»Möglich.« Ich zog die Beretta.

»Oh, wie nett. Eine Pistole. Aber damit kannst du hier keinen Schaden anrichten. Wenn du es tatsächlich wagen solltest zu schießen, werden deine Kugeln von der Magie des Auges zerfressen.«

»Auch geweihte Silberkugeln?«

»Was sind sie schon?«

Ich bewies es ihr, drehte den Arm und schoß in die Wand. Die Kugel klatschte dagegen. Ich sah genau die Einschlagstelle und die kleine Mulde, die das Geschoß hinterlassen hatte, aber ich sah noch mehr, was mich nicht gerade glücklich machte.

Meine geweihte Silberkugel hätte normalerweise als deformiertes Geschoß in der Wand steckenbleiben müssen, es geschah etwas anderes. Die starke Magie vernichtete den Klumpen. Etwas sprühte genau dort auf, wo er steckte, als wäre ein kleiner Stern irgendwo im fernen All zerplatzt. Dann war nichts mehr vorhanden.

Nur Sandras Lachen hallte durch die Höhle und übertönte auch das Plätschern des Brunnens. »Was habe ich dir gesagt, Sinclair? Du hast keine Chance. Die Freunde von mir werden euch gern in ihren Reigen aufnehmen wollen, das kann ich dir versprechen.«

»Dagegen habe ich etwas.«

Sie stand vor mir und breitete die Arme aus, während die Monster allmählich die Distanz zwischen ihnen und uns gefährlich verkürzten. »Was willst du machen?«

»Das!« rief ich und sprang vor.

Sandra hatte noch ausweichen wollen, jedenfalls zuckte sie zur Seite. Nur war sie nicht schnell genug. Ich bekam sie direkt hart zu packen und hebelte sie so herum, daß sie mir in den Arm fiel, den ich blitzschnell um ihren Hals schlang.

Mit der anderen Hand, der rechten, holte ich den Dolch hervor, während die Beretta wieder verschwand.

Und plötzlich berührte die silberne Klinge Sandras Hals!

»Das habe ich vorgehabt«, erklärte ich ihr und ließ die Klinge langsam wandern. Sie glitt über die weiche, helle Haut und kam über dem gewagten Ausschnitt zur Ruhe.

Sandra war in meinem Griff erstarrt. Sie brauchte Sekunden, um die Überraschung zu verdauen.

»Kannst du reden?« fragte ich sie.

»Ja.«

»Dann stopp deine Monstren! Schick sie weg! Wenn nicht, werde ich töten müssen.«

»Bleibt da!«

Sie hatte zu den Gestalten gesprochen, die tatsächlich ihrer Herrin

aufs Wort gehorchten.
Ich atmete zunächst tief durch. »Jetzt will ich noch, daß sie aus der Höhle verschwinden.«
Sie ging nicht auf meine Forderung ein. »Würdest du mich wirklich töten?«
»Sicher!«
»Was hättest du davon? Dein Rückweg wäre dir versperrt. Nur ich herrsche hier. Sinclair, eure Lage ist allenfalls äußerlich besser geworden. Insgesamt hat sie sich nicht verändert.«
»O doch«, sagte ich leise. »Sie hat sich sogar sehr verändert. Denn sie hängt mit dir zusammen.«
»Wieso?«
»Hast du wirklich diese lange Zeit nur überlebt, um hier endgültig vernichtet zu werden? Sieht so dein Plan aus?«
»Nein!«
»Dann wirst du am besten genau das tun, was ich von dir verlange. Alles andere kannst du vergessen, Sandra. Das ist kein Scherz mehr. Hier geht es um Leben und Tod.«
»Mach es nicht so dramatisch. Dein Leben interessiert mich nicht.«
»Aber mich!«
»Du schaffst es nicht, Sinclair. Ich bin anders, sogar viel anders.«
Sie hatte die Worte gesprochen und bewies mir plötzlich, wie sie es meinte, denn sie drückte ihren Körper vor, obwohl die Spitze des Dolches genau auf eine Stelle unter dem Hals zeigte.
Die Klinge drang in ihren Körper!

***

Ich war versucht, meine Hand zurückzuziehen, es war bereits zu spät. Sandra hatte mich überlistet – und gleichzeitig auch den Tod, denn sie starb nicht.
Nicht nur ich hatte mich erschreckt und war geschockt, Lady Sarah erging es nicht anders. Da sie ihren Platz schräg von uns hatte, war sie Zeugin des Vorgangs geworden.
Ihr Gesicht zerfiel. Sarah Goldwyn wurde grau wie Asche. Stockend holte sie Luft, bevor sie einige Worte über die Lippen pressen konnte. »John, was hast du getan, mein Gott! Du bist zu einem Mörder geworden. Du hast sie umgebracht!«
Ihre Anklagen hämmerten auf mich nieder. Ich spürte sie in meinem Kopf widerhallen.
War ich zum Mörder geworden?
Ich überlegte, rekapitulierte und kam zu der Überzeugung, daß Sandra ihren Tod selbst verschuldet hatte.
»Nein, Sarah, ich habe sie nicht umgebracht. Sie… sie hat es selbst getan. Sie drückte sich plötzlich vor, verstehst du? Ich hatte keine

Chance mehr …«
Bevor Sarah sich in Bewegung setzte, schaute sie noch auf die Veränderten. Sie rührten sich nicht. Anscheinend hatte sie der Tod ihrer Herrin unbeeindruckt gelassen.
Sandra wurde schwer in meinem Griff. Ich glaubte schon daran, Bleigewichte zu halten. Sie hatte überhaupt Mühe, auf den Füßen zu bleiben, und mein Blick glitt dorthin, wo die Waffe in ihrer Brust steckte. Der Dolch besaß eine breite Klinge und hatte eine dementsprechend tiefe Wunde hinterlassen.
Eine Wunde ohne Blut…
Allmählich klärte sich mein Gehirn, so daß ich wieder normale Gedanken fassen konnte.
Sollte Sandra tatsächlich nicht mehr leben, so war sie zumindest keinen normalen Tod gestorben, weil sie meines Erachtens auch kein normaler Mensch war. Sie stand unter der Magie und dem Schutz des Auges. Es mußte sie einfach verändert haben, und ihr Körper schien ohne Blut zu sein. War sie ein Zombie, eine lebende Tote?
»Kein Blut«, flüsterte ich Sarah Goldwyn zu. »Ich sehe keinen Tropfen Blut. Du etwa?«
»Nein, auch nicht.«
»Da haben wir es. Sie braucht nicht unbedingt tot zu sein. Ich kann sie geschwächt oder verletzt haben. Ich…«
»Laß sie los, John!«
Ich überlegte, ob ich diesen Trumpf aus der Hand geben sollte. Es war besser, Sarahs Ratschlag zu befolgen. Außerdem war es kein Trumpf mehr.
Langsam zog ich die Klinge aus dem Körper. Eine Klinge, die so aussah wie immer.
Ich lockerte den Griff. Sandra rutschte hindurch. Sie konnte sich auch nicht mehr halten und sackte vor meinen Füßen zusammen.
Langsam kippte sie auf die Seite und blieb liegen.
Über sie hinweg blickte ich zu den Veränderten, die sich noch immer nicht rührten. Sie nahmen vom Ableben ihrer Herrin überhaupt keine Kenntnis, dafür mußte sie etwas anderes gestört haben, denn in ihren Reihen kam Unruhe auf.
Die hinteren, zwei igelköpfige Wesen mit drei Beinen, drängten sich aus der Höhle.
Sie hatten den Anfang gemacht und damit auch ein Zeichen für die anderen gegeben.
Es dauerte nicht einmal fünf Sekunden, da hatten die Monstren die Höhle verlassen.
Nur Lady Sarah, Sandra und ich blieben zurück.
»Hast du eine Erklärung, John?«
»Nein, aber ich werde nachschauen. Warte hier.«

Ich erreichte den Eingang mit wenigen Schritten, blieb dann stehen und war sehr vorsichtig, ehe ich nach draußen trat. Sofort sah und spürte ich die Veränderung.

Über meinem Kopf hatte sich der ungewöhnliche Himmel verdichtet.

Zwar war die Pupille noch zu erkennen, nur hob die sich nicht mehr so deutlich von den beiden Rändern des Auges ab. Die Farben waren intensiver geworden, sie wuchsen zusammen.

Das hieß Verkleinerung.

Und ich merkte auch den Druck, der auf mir lastete. Er war wesentlich höher als der normale Luftdruck. Jemand schien eine unsichtbare Hand auf meinen Schädel, die Schultern und den gesamten Körper gepreßt zu haben. Noch konnte ich dem Druck standhalten. Es stellte sich nur die Frage, wann er uns zerquetschen würde.

Ich lief zurück in die Höhle. Sarah Goldwyn hatte an meinem Gesicht abgelesen, daß nicht alles so glatt verlaufen war. »Was ist los?« rief sie schrill.

»Das Auge verdichtet sich.«

»Und was bedeutete das für uns?«

»Das wir zerquetscht werden können. Diese Welt steht unter einem fürchterlichen Druck, der alles vernichtet. Ich weiß nicht, ob wir noch eine Chance haben.«

Die Horror-Oma behielt auch angesichts dieser prekären Lage die Nerven. »Wie lange noch?«

»Keine Ahnung.«

»Kann sie uns helfen?«

Damit hatte Sarah Goldwyn Sandra gemeint, über deren Schicksal wir noch immer nichts wußten.

»Keine Ahnung.«

Da hörten wir die Schreie!

Furchtbare Laute, manchmal ein Stöhnen, dann wieder ein häßliches Kreischen, dazwischen schrille Töne.

Es waren die Monstren, die so furchtbar schrien. Wir schauten automatisch zum Eingang. Dort tauchte zufällig ein Skelett auf. Es ging mit marionettenhaft wirkenden Bewegungen und hatte den kahlen Schädel vorgebeugt, als läge ein schweres Gewicht auf der blanken Platte.

Einen Schritt ging es vor, einen zweiten, ungemein mühsamen. Da brach es schon ein, und gleichzeitig vernahmen wir das Knacken der Knochen.

Der Knöcherne zerbrach!

Nicht nur seine Glieder konnten der Belastung nicht widerstehen, auch der Schädel bekam den Druck zu spüren. Er begann zu splittern. Wir erkannten die ersten Risse auf der Platte, die sich wie ein

Spinnenetz ausbreiteten, dann hielten die Reste des Schädels der Belastung nicht mehr stand.

Er zerknackte!

Gleichzeitig zerbrachen auch die Beine des Knöchernen, als wären sie von einer gewaltigen Pranke einfach weggefegt worden. Die Splitter und Stücke wirbelten in alle Richtungen davon. Sogar durch den Eingang flogen sie und blieben dicht vor unseren Füßen liegen.

»Der Druck!« keuchte ich und geriet allmählich ins Schwitzen. »Irgendwann erwischt er uns auch.«

Die Horror-Oma hatte verstanden. Sie verdrehte die Augen und richtete den Blick gegen die Decke.

Noch hielt sie…

»Weißt du Bescheid, John? Hast du schon einen Plan?«

»Kaum, Sarah. Ich denke nur an das Tor. Es könnte uns möglicherweise retten.«

»Meinst du?«

»Ja! Wir müssen es versuchen, wir…«

Sie sprach aus einem guten Grund nicht mehr weiter. Wieder hatten wir ein Knacken vernommen.

Diesmal nicht von draußen. Kein zweites Skelett war vernichtet worden. Das Geräusch war in der Höhle aufgeklungen, und die Decke zeigte die ersten Risse…

Noch etwas anderes hörten wir. Ein leises, hämisches und wissendes Lachen.

Sandra hatte es ausgestoßen. Sie lag nicht mehr am Boden und hatte sich halb aufgerichtet. Mit der rechten Hand stützte sie sich ab.

»Ihr habt den Bogen überspannt«, sagte sie. »Überspannt. Ihr kennt die Magie nicht. Aber ich kenne sie, aber ich! Sie kann Leben geben und töten. Das wird sie auch tun…«

***

Suko stand im strömenden Regen, hatte die Combat-Haltung eingenommen und zielte auf den Rücken des Killers, der im Begriff war, einen weiteren Mord zu begehen.

Er schoß.

Willy zuckte zusammen. Das geweihte Silbergeschoß hatte den rechten Oberschenkel getroffen und den Mörder durch seine Aufprallwucht herumgerissen.

Die Hände mit den langen Nägeln rutschten vom Körper des Chauffeurs ab, wobei sie gleichzeitig noch Stücke aus der Kleidung rissen, so scharf waren sie.

Willy drehte sich.

Aus dem Wagen sprangen zwei in dunkle Mäntel gekleidete Männer, die von Sir James angesprochen wurden.

Das alles kümmerte Suko nicht. Er konzentrierte sich voll und ganz auf Willy.

Der Chauffeur war über die Motorhaube hinweggerutscht und vor ihr zu Boden gefallen.

Jetzt schnellte er wieder hoch.

In der rechten Hand hielt er eine Waffe. Über die Haube hinweg zielte er auf Willy.

»Dich mach' ich fertig!« brüllte er. »Dich pumpe ich mit Blei voll!«

Suko wollte noch dagegen schreien, der Mann aber war wie von Sinnen. Mehrere Male hintereinander drückte er ab. Vor der Mündung entstanden blasse Feuerblumen, die sofort wieder verschwanden, als hätte sie der Regen weggewischt.

In seiner Panik streute der Chauffeur viel zu sehr. Auch Suko geriet in Gefahr, von einer Kugel erwischt zu werden. Er tauchte zu Boden, rollte sich durch die Nässe, blieb mit schußbereiter Waffe liegen und bekam mit, daß Willy mehrmals getroffen wurde.

Der Killer brach zusammen. Ungefähr in der Mitte zwischen dem Wagen und dem Straßengraben.

Sein Mörder aber lachte auf. Er schüttelte dabei den Kopf. Selbst den Glanz in seinen Augen konnte Suko erkennen. Dieser Mensch hatte gewonnen, und er wollte sich davon überzeugen. Mit steifen Schritten umrundete er die Kühlerfront es Wagens, um sich von Willys Tod zu überzeugen.

Daran glaubte Suko wiederum nicht.

»Bleiben Sie weg!« brüllte er den Mann an. »Keinen Schritt weiter! Sie wissen nicht, ob er tot ist.«

»Ich habe ihn dreimal erwischt!«

»Trotzdem!«

Da sich der Chauffeur nicht beirren ließ, mußte Suko eingreifen.

Bevor der Mann Willy erreichen konnte, war der Inspektor bei ihm und schleuderte ihn in die entgegengesetzte Richtung, wo der Knabe Mühe hatte, sich wieder zu fangen.

Suko streckte ihm die linke Hand entgegen. »Keinen Schritt mehr weiter, hörst du?«

»Der ist verrückt!« schrie der Fahrer. »Der ist einfach verrückt!«

»Tun Sie, was er gesagt hat!« rief Sir James.

Neben ihm standen die beiden anderen Männer. Sicherlich hatten sie zahlreiche Fragen, nur beantwortete Sir James keine von ihnen, denn das andere Geschehen nahm seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch.

Das wurde von Suko diktiert. Er hatte seine Erfahrungen mit dem Killer sammeln können.

Gegen Kugeln war er immun. Selbst das geweihte Silbergeschoß hatte ihm nichts anhaben können. Aber Suko besaß auch noch andere

Waffen. Zum Beispiel die Dämonenpeitsche.
Willy war einmal ein normaler Mensch gewesen, wenn auch mit mörderischen Anlagen. Jetzt sah er nur noch aus wie ein Mensch. Innerlich steckte er voll mit Magie, die ihn zwanzig Jahre lang beschützt hatte.
Glücklicherweise wollte der Chauffeur nicht mehr den Helden spielen. Er blieb zurück, und Suko hatte freie Bahn.
Das Zücken der Peitsche, der einmal geschlagene Kreis und das Herausrutschenlassen der drei Riemen war schon zur Routine für ihn geworden. Suko brauchte erst gar nicht hinzuschauen, das klappte alles wie am Schnürchen.
Willy hatte die Treffer überstanden. Abermals kam er hoch. Er stemmte sich dabei ab, drehte sich noch einmal im Kreis und stand breitbeinig vor Suko.
Noch immer strömte der Regen aus den niedrig hängenden Wolken. In wahren Bindfäden klatschte er auf die einsamen Gestalten nieder und näßte sie bis auf die Haut.
Trotz der miesen Lichtverhältnisse konnte Suko die Kugellöcher in der Kleidung des Mannes sehen.
Willy grinste ihn an.
Es war ein widerliches, ein triumphierendes Grinsen, das dem Gesicht einen wölfischen Ausdruck gab.
»Keiner!« sagte er rauh. »Keiner kann mich töten!« Wieder bewegte er seine Hände mit den überlangen Fingernägeln kreuzförmig vor seinem Körper hin und her.
»Tatsächlich?« fragte Suko. Er hielt die Peitsche locker. »Diesmal bist du an der Reihe, Willy. Auf dein Konto gehen einfach zu viele Menschenleben. Du wirst…«
»Ja, er wird!«
Die harte Stimme des Superintendenten unterbrach Sukos Rede.
Er hatte seinen Chef nicht kommen sehen. Wie eine phantomhafte Gestalt war er aus den grauen Regenschleiern erschienen.
»Bitte, Sir, Sie…«
»Nein, Inspektor. Der Killer Willy ist allein zu meiner Angelegenheit geworden. Das bin ich Rick Malone schuldig. Geben Sie mir Ihre Peitsche, Suko.«
»Sir, ich…«
»Das ist ein dienstlicher Befehl, Inspektor!« Die Stimme des Superintendenten klirrte.
Suko wußte, daß er sich nicht sträuben konnte. Er ging einen kleinen Schritt zurück, bis er mit Sir James auf einer Höhe stand.
Der hatte bereits seinen Arm ausgestreckt. »Die Peitsche, Suko!«
Der Chinese drückte sie in die rechte Hand seines Chefs. Sir James umschloß den Griff sehr hart. »Und jetzt gehen Sie bitte zur Seite,

Inspektor«, verlangte er.
Auch das tat Suko.
Der Killer begann zu lachen. »Du willst mich töten, alter Mann?« höhnte er, »du?«
»Ja, ich.«
»Weshalb?«
»Weil ich noch eine Rechnung offen habe. Du hast Rick Malone vernichtet, du hast ihm alle Chancen genommen. Deshalb werde ich dir auch keine Chance lassen!«
Willy lachte – und griff an.
»Vorsicht, Sir!«
Suko warnte seinen Chef, denn Willy war verdammt schnell, und er bekam Sir James auch zu packen. Plötzlich hämmerte er mit seinen überlangen Nägeln zu. Er zog sie durch die Kleidung des Mannes, riß sie an einigen Stellen auf, so daß nur mehr nasse Fetzen nach unten hingen, aber Sir James hatte auch zugeschlagen und getroffen.
Drei Riemen besaß die Peitsche. Und drei Riemen erwischten den unheimlichen Mörder auch.
Sie hämmerten die widerlichen Hände zur Seite und trafen den oberen Teil der Killer-Gestalt.
Willy war sich seiner Sache einfach zu sicher gewesen. Jetzt wurde er voll erwischt.
Sein Schrei veränderte sich zu einem fürchterlichen Brüllen, als er zurücktaumelte. Er hatte den Mund so weit aufgerissen, daß die Höhle fast die gesamte untere Gesichtshälfte einnahm. Seine Augen verdrehten sich derart stark, daß das Weiße hervortrat. Er fuchtelte mit seinen Händen umher, ohne diese gefährlichen Waffen allerdings gezielt einsetzen zu können.
Sir James wollte noch einmal zuschlagen. Suko fiel ihm in den Arm. »Es reicht, Sir.«
»Rick Malone…«
»Ist gerächt worden, Sir!«
Willy fiel nach Sukos letztem Wort. Er schlug auf dem Rücken auf.
In einer der tiefsten Pfützen auf der Fahrbahn blieb er liegen und sah dabei aus, als würde er sich in dem flachen Wasser auflösen, wobei gleichzeitig Rauch aus seiner Kleidung stieg.
Zwei Schuhe kippten zur Seite, nachdem die Füße zu Staub zerfallen waren. Auch die Fingernägel brachen mit knackenden Geräuschen, als er mit den Händen auf dem Erdboden aufkam.
Ein letztes Zucken durchpeitschte seinen Körper. Es zerriß ihn.
Dann war nur mehr Staub zurückgeblieben.
»Der Rest ist für den Regen!« sagte Sir James und wandte sich ab.
Es hatte lange gedauert, jetzt aber gab es den Killer mit dem Namen Uncle Willy nicht mehr.

»Können Sie uns jetzt berichten, Sir James, was hier auf der Straße vorgefallen ist?« fragte einer der beiden Neuankömmlinge.
»Nein, nicht jetzt!«
»Aber…«
»Hören Sie Mr. Blayton. Ich möchte gern ins Trockene.«
»Wir auch.«
»Gut, dann sind wir ja einer Meinung.« Sir James wandte sich an Suko. »Können wir noch fahren?«
»Das hoffe ich sehr.« Suko hielt seinem Chef die Tür auf. »Diesmal, Sir, wird uns kein Willy mehr stören. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«
»Sicher, Inspektor, sicher.« Er streckte noch einmal den Kopf aus dem Wagen. »Und vielen Dank.«
»Wofür?«
»Dafür daß Sie mir die Peitsche überlassen haben. Ich war es meinem alten Kollegen einfach schuldig.«

***

Sandra war unsere einzige Chance, aus dieser allmählich zusammenbrechenden Höhle zu entkommen. Nach draußen konnten wir uns nicht mehr wagen, dort vergingen die Monstren unter dem gewaltigen Druck, der dort herrschte.
Die Seherin beherrschte die Magie des Auges. Sie mußte einen Weg wissen, zudem wollte sie bestimmt noch weiterleben, auch wenn sie es nicht zugegeben hatte.
Während Lady Sarah mit skeptischen und gleichzeitig ängstlichen Blicken die Decke und Wände der Höhle im Auge behielt, lief ich zu Sandra hin und riß sie hoch.
»Los, rede!«
»Was denn?« Sie starrte mich an. Der goldene Glanz in ihren Augen war matter geworden.
»Das Auge bricht zusammen. Wie kommen wir hier heraus? Du kennst den Weg.«
»Ich?« schrie sie.
»John, Beeilung!« Lady Sarahs Stimme klang sehr ruhig, aber sie zitterte trotzdem.
»Die Wand, nicht?«
»Wieso die Wand. Du trägst die Schuld. Du hast mich töten wollen. Dein Dolch hat zerstört. Er nahm mir einen Teil meiner Kräfte und damit auch dem Auge. Es ist nicht mehr kontrollierbar, verstehst du? Der Untergang von Atlantis wird sich auf dieser Insel jetzt nachvollziehen. Es war nur ein Aufschub. Nur die Magie des Auges hat dafür gesorgt, verdammt! Wir können nicht mehr… das Schicksal … es … es … schlägt zu.«

»Und die Wand?«
»Auch sie ist in ihrer Kraft begrenzt.«
»Willst du nicht weiterleben?« schrie ich sie an. »Du hast die Chance, es zu tun. Noch ist es nicht zu spät. In meiner Welt, in meiner Zeit kannst du…«
»Nein, ich bin tot!«
»Das sehe ich nicht so!«
»Der Dolch hat mir die Kraft geraubt. Die Magie hier hält mich noch…«
»John, wir müssen weg!« Sarah Goldwyn drängte jetzt. Auch von draußen drangen fürchterliche Geräusche durch den offenen Eingang. Da brachen Felsen, da sprangen einfach Steine ab und rollten über den Boden in Richtung Meer, von wo wir das Rauschen gewaltiger Wassermassen vernahmen, die selbst das Bersten des Gesteins noch übertönten.
Sandra hatte von einem Untergang gesprochen. Was damals in Atlantis dank der starken Magie nicht hatte geschehen können, lief nun hier über die Bühne. Ich hielt die Frau noch immer fest. Sie würde mir nicht entwischen. Gleichzeitig schaute ich auf die Wand, wo ich vorhin Jane Collins gesehen hatte.
War diese Fläche durchlässig?
Sarah Goldwyn unternahm einen Versuch. Sie rannte auf die Wand zu, ich hoffte, daß sie eintauchen würde, aber sie lief dagegen wie vor eine normale Mauer.
»Nichts, John, nichts. Sandra hat recht gehabt. Die Magie ist einfach zu schwach.«
Die Seherin lachte. Es war ein Lachen, das mich regelrecht verrückt machte.
Ich schüttelte die Frau durch. »Willst du wirklich sterben?«
»Ja!«
»Aber ich nicht!«
Sie stemmte sich zwar dagegen, aber ich riß sie einfach weiter auf die Wand zu.
Irrte ich mich, oder war die Gestalt der Jane Collins auf der »anderen Seite« deutlicher geworden?
Über uns fing die Decke an zu knacken und zu reißen. Staub und kleinere Steine regneten in die Tiefe. Sie kamen wie ein weißgrauer Vorhang auf uns zu.
»Sterben!« brüllte Sandra. »Wir werden gemeinsam sterben!« In wilder Vorfreude darauf begann sie zu lachen.
Lady Sarah hämmerte mit den Fäusten gegen die Wand. »Jane!« schrie sie mit sich fast überschlagender Stimme. »Mein Gott, Jane, kannst du nichts tun…?«

***

Jane Collins war in eine furchtbare Lage geraten. Sie, die aktive Person, mußte plötzlich mit ansehen, welch ein Schrecken sich auf der »anderen Seite« der Wand abspielte. Ihre Freunde waren in eine furchtbare Gefahr geraten.

Die Welt dort drüben brach zusammen!

Jane konnte sogar die Vernichtung der Monstren erkennen. Je stärker der Druck wurde, je mehr sich die Welt verkleinerte, um so besser wurde ihr Blickwinkel.

Sie stand dicht vor der Wand, die Entfernung betrug ungefähr einen halben Schritt. Ihr Oberkörper war gekippt, die Arme ausgestreckt, die Hände hatte sie gegen die weiße Fläche gepreßt, und ihre Seele befand sich in einem Aufruhr.

Alte, längst verschüttete Kräfte wallten hoch. Offiziell war ihr Dasein als Hexe zwar vorbei, in dieser Lage jedoch mußte sie die Kräfte hervorholen.

Jane wollte eine Brücke bauen. Sie hatte gespürt, daß sich die andere Magie verringerte und daß gerade dies so ungemein gefährlich für ihre Freunde wurde.

Deshalb hielt Jane dagegen!

In diesen für sie furchtbar langen Augenblicken wünschte sie sich die Macht einer Hexe.

Auch ihr Äußeres blieb nicht verschont. Sie selbst sah es nicht, aber Mickey, der sich zwischen den Stühlen aufgerichtet hatte und zuschaute, erlebte einen für ihn grauenvollen Vorgang.

Der Kopf der vor ihm stehenden Frau veränderte sich. Das Haar verlor seine blonde Farbe. Es wurde grau und brüchig, bildete gleichzeitig Strähnen, die sich zu einem regelrechten Gewirr verknoteten. Sogar die Haut wurde dünner, so daß die blanke, leicht gelblich schimmernde Schädeldecke hervortrat.

Ein Skelettkopf entstand!

Mickey war nahe daran, laut aufzuschreien. Um es nicht zu tun, preßte er die Hand gegen den Mund. Über die Fläche hinweg starrte er auf Jane Collins, die alles versuchte.

Sie schien mit der Wand zu verschmelzen, und die Verwandlung in die normale menschliche Gestalt lief lautlos ab.

»Ich muß die Magie halten! Ich muß sie halten!« keuchte Jane. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, nur um dieses Bild nicht zu verlieren. Die andere Welt war so fürchterlich, so erbarmungslos, und sie verdichtete sich immer mehr.

John Sinclair kümmerte sich um Sandra. Er hatte sie gepackt und vor die Wand oder das magische Tor geschleift, gegen das Lady Sarah mit beiden Fäusten hämmerte, ohne etwas zu erreichen.

Jane kämpfte verbissen!

Wie oft hatten andere Personen ihr Leben gerettet? Jetzt wollte sie

sich einmal revanchieren und wenn es das letzte war, was sie in ihrem Leben tat.

Auch sie stand unter einem irren Druck. In der Höhle begann die Decke einzubrechen. Staub wallte in Richtung Boden. Von den Monstren war nichts mehr zu sehen.

John Sinclair, Sandra und Lady Sarah hielten sich noch. Sekunden würden ihnen höchstens bleiben.

Dann hörte Jane den Schrei!

Er war so nahe und gleichzeitig so weit entfernt. Lady Sarah hatte ihn ausgestoßen, ausgerechnet Sarah Goldwyn, die sich so selbstlos um Jane kümmerte.

»Mein Gott, Jane, kannst du nichts tun?«

»Ja!« schrie die ehemalige Detektivin. »Ich werde es versuchen. Ich werde…«

Was sie wollte, konnte sie nicht mehr sagen. Sie hatte plötzlich das Gefühl, zu explodieren und irgendwo hinzufliegen. Hinein in eine andere Welt, in ein anderes Reich, in eine fremde Zeit, wo sich alle Probleme von selbst lösten…

***

Es gibt den Begriff des Sekundentods!

Der plötzliche Stillstand des Herzens, das überraschende Aus, der Tod innerhalb eines Augenblicks.

Daran dachte ich, als ich Lady Sarahs Schrei vernommen hatte. Ich sah einfach keinen Ausweg mehr, auch die Aktivierung des Kreuzes hätte mir hier nicht geholfen.

Die folgenden Sekunden liefen dennoch irgendwie langsamer ab.

Ich sah in meiner unmittelbaren Umgebung alles überdeutlich. Das verzerrte Gesicht meiner alten Freundin Sarah Goldwyn, im Gegensatz dazu auch den Triumph auf den Zügen der Atlanterin, und ich spürte zum erstenmal den fürchterlichen Druck, der mich zu Boden preßte und mir den Atem nahm.

Das war es dann gewesen!

Noch einmal riß ich überweit die Augen auf und starrte gegen und in die Wand.

Jane war näher gekommen. Zum Greifen nahe. Überdeutlich kristallisierte sich ihre Gestalt hervor, fast schon monströs, denn sie war dabei, sich zu verwandeln.

Ihr Gesicht bestand aus einer Mischung von Skelettschädel und normaler Haut.

Über mir brach die Decke ein.

Ich schrie auf, Lady Sarah ebenfalls, und der gewaltige Druck preßte uns beide nach vorn.

Wie im Krampf hielt ich Sandra fest. Sie hatte sich nicht mehr gegen

die Magie gestemmt, sie wollte nicht mehr leben, dann sollte sie auch zusammen mit uns sterben.

Ich wunderte mich darüber, daß ich in diesen schlimmen Augenblicken keinerlei Todesangst empfand. Wahrscheinlich übertrafen die äußeren Einflüsse meine innere Angst. Vielleicht war das Sterben eben nur das Hineingleiten in eine andere Welt, ohne schmerzhaften Übergang.

Ich jedenfalls hatte den Eindruck, durch das Reich der Toten zu schwimmen.

Andere Dinge zählten nicht mehr. Keine Lady Sarah, nicht die Seherin, auch nicht Jane Collins, obwohl ich ihre Stimme hörte, und zwar sehr deutlich.

»John, wir haben es geschafft!«

Ich öffnete die Augen. Nein, ich hielt sie bereits offen, konnte aber jetzt erst sehen.

Jane stand vor mir.

Sie lächelte, in ihren Augen las ich eine unbändige Freude. Ich vernahm auch ein leichtes Hüsteln, das Lady Sarah ausgestoßen hatte, und eine schrille Jungenstimme.

»Ich werd’ nicht mehr. Das ist der reine Wahnsinn! Das ist verrückt!«

Daß Mickey den Kommentar gesprochen hatte, erfuhr ich erst später. Jane rüttelte mich durch und wiederholte des öfteren einen Satz:

»Komm zu dir, Junge! Komm zu dir! Ich bitte dich…«

Ich ging. Tastend, wie ein Anfänger oder jemand, der lange im Bett eines Krankenhauses gelegen hatte. Meine Sohlen schleiften über den Boden. Im Kopf spürte ich einen harten Druck. Das Schlagen des Herzens empfand ich als überlaut. Da war ein Stuhl, auf den ich mich setzte.

»Geht es dir jetzt besser?« Jane stand vor mir. Sie hatte sich etwas gebückt, um mich anschauen zu können.

»Ja, vielleicht. Ich…«

»Weißt du immer noch nicht, wo du dich befindest, John?«

Ich hob die Schultern.

»Schau dich mal um.«

Das tat ich auch und spürte, wie es heiß in mir hochstieg. Plötzlich wußte ich Bescheid.

Ich befand mich in einem Kino, das ich kannte.

Im Hinterzimmer des Höllenparadieses!

»Ja, ja!« hörte ich Sarah Goldwyns Stimme. »Manchmal hat unser guter Geisterjäger eben seine Schwierigkeiten. Du wirst auch nicht mehr jünger, wie?«

»Ich weiß auch nicht.« Verwirrt fuhr ich durch mein Gesicht. »Bin ich tatsächlich wieder in der normalen Welt?«

»Genau, John. Im stinkenden London. Und Jane hat es geschafft, die

Magie aufrechtzuerhalten. Sie zog uns im letzten Augenblick durch die verdammte Wand.«

»Im letzten Augenblick«, wiederholte ich leise. »Da hast du wirklich recht, Sarah. Ich dachte schon, daß alles vorbei gewesen wäre. Wir hatten so gut wie keine Chance.«

»Stimmt, ihr nicht«, sagte Jane.

»Aber du?«

»Ja. Manchmal kann der Fluch zu einem Segen werden«, erklärte sie und setzte sich ebenfalls. »Ich mußte einfach die Kräfte hervorholen, die in mir steckten. Ich habe es geschafft. Es war furchtbar für mich, aber gleichzeitig auch befreiend. So konnte ich euch durch das magische Tor schleusen.«

»Und Sandra?«

»Sie nicht!«

Ich stand auf und ließ den leichten Schwindel vergehen. »Meine Güte, wo steckt sie denn?«

»Schau in die Wand!«

Ich sah erst Jane Collins an und drehte danach den Kopf. Die ehemalige Detektivin hatte es geschafft, uns wieder zurückzuholen.

Nicht aber Sandra.

Sie befand sich in dem Auge. Ich sah ihre winzige Gestalt in der mit einer kalt wirkenden, blauen Farbe gefüllten Pupille. Dort schwebte sie, doch ihre Gestalt verkleinerte sich zusehends. Zugleich verdichtete sich die Farbe.

Das dunkle Blau nahm einen schon schwarzen Ton an, der alles überdeckte, auch die Frau…

Wir sprachen nicht miteinander. Jeder von uns sah gegen die Wand, wo wir miterlebten, wie eine Person, die den großen Untergang des Kontinents überlebt hatte, allmählich verging.

Das unheimliche Auge, beraubt seiner starken magischen Kraft, vernichtete auch den letzten Rest.

Eine kurze Explosion, ein Aufflackern wie bei einem Himmelsstern, dann war die Wand leer.

Zugleich atmeten wir aus.

Ich räusperte mir die Kehle frei. »Tja«, sagte ich. »Das war es dann wohl.«

»Und wir leben!« stellte Sarah Goldwyn fest. »Sogar ich!« Sie lachte auf.

Der junge Mann kam zu uns. Er schlich an uns vorbei, als wären wir Aussätzige. Vor Jane blieb er stehen. »Ich… ich glaube, ich haue jetzt ab.«

»Tu das, Mickey.«

Er rannte weg. Ich erkundigte mich bei Jane, um wen es sich handelte.

»Ach, das war ein netter Typ aus der Nachbarschaft. Ohne ihn wäre ich möglicherweise zu spät gekommen. Er war so freundlich, mir auf recht unkonventionellem Wege die Hintertür zu öffnen. Versteht ihr jetzt?«

»Immer«, sagte ich, obwohl ich nichts begriffen hatte. Das wollte ich auch nicht.

»Bliebe trotzdem noch ein Problem«, sagte Lady Sarah. »Nämlich Willy, der Killer.«

Ich schoß vom Stuhl. »Verflixt, an ihn habe ich nicht mehr gedacht. Ich muß sofort mit Suko sprechen.«

»Und wo steckt er?«

»Keine Ahnung.«

Es dauerte noch eine Stunde, bis Suko anrief. Er hatte geahnt, daß wir uns in der Videothek befanden.

»Lebt Sir James?« rief ich sofort.

»Sicher.«

»Und Willy?«

»Den kannst du abhaken, John. Uncle Willy ist zur Kriminalgeschichte geworden. Diesmal für immer.«

»Gratuliere, Alter! Hast du ihn…?«

»Ich? Nein…« Suko lachte. »So etwas brauche ich nicht zu tun. Das übernimmt Sir James. Killer zu stellen, gehört nämlich mit zu seinen leichtesten Aufgaben, mußt du wissen…«

Daß mir der Hörer vor lauter Staunen nicht aus der Hand rutschte, war schon ein kleines Wunder. Aber die sollen bekanntlich öfter vorkommen…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 518 »Höllenparadies«